

SOZIALE ARBEIT ALS VERBÜNDETE DER LGBTIQ*-COMMUNITY?

Eine qualitative Forschungsarbeit zu queerer Kollektividentität und deren Forderungen nach gesellschaftlicher Veränderung



Kathrin Wyss

Bachelorarbeit

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Januar 2019

**Bachelor-Arbeit
Sozialarbeit
VZ 2015 – 2019**

Kathrin Wyss

Soziale Arbeit als Verbündete der LGBTIQ*-Community?

Eine qualitative Forschungsarbeit zu queerer Kollektividentität und deren Forderungen nach gesellschaftlicher Veränderung

Diese Bachelor-Arbeit wurde im Januar 2019 eingereicht zur Erlangung des vom Fachhochschulrat der Hochschule Luzern ausgestellten Diploms für **Sozialarbeit**.

Diese Arbeit ist Eigentum der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Sie enthält die persönliche Stellungnahme des Autors/der Autorin bzw. der Autorinnen und Autoren.

Veröffentlichungen – auch auszugsweise – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung durch die Leitung Bachelor.

Reg. Nr.:

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Dieses Werk ist unter einem
Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz Lizenzvertrag
lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/>
Oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California
95105, USA.

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument steht unter einer Lizenz der Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle
Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz <http://creativecommons.org/>

Sie dürfen:



Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten
Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur
Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder
angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber
unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt
aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.
Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt,
mitteilen.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers
dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

Vorwort der Schulleitung

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Sozialarbeiterisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Sozialarbeiter/innen mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

ABSTRACT

In dieser Bachelorarbeit mit dem Titel «Soziale Arbeit als Verbündete der LGBTIQ*-Community?» befasst sich Kathrin Wyss mit Berührungspunkten zwischen der LGBTIQ*-Community, also lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans*, inter* sowie queeren Personen und der Sozialen Arbeit. Zum einen befasst sich die Arbeit mit der Frage nach der inhaltlichen und formalen Struktur der LGBTIQ*-Community, und zum andern mit der Frage nach gemeinsamen Anliegen mit der Sozialen Arbeit. Die qualitative Forschung anhand zweier Gruppendiskussionen mit Personen, die einen persönlichen Bezug zur LGBTIQ*-Community haben, zeigt eine grosse interne Diversität und auch innere Uneinigkeit auf. Aus der Diskussion der Forschungsergebnisse und den Theorieansätzen zu Queer Theory, sozialen Bewegungen und kritischer Sozialer Arbeit wird aber das gemeinsame Anliegen einer Veränderung in der Gesellschaft deutlich. Heteronormative Machtstrukturen in der Gesellschaft ziehen die Grenzen der Normalität so, dass Menschen der LGBTIQ*-Community daraus ausgeschlossen werden. Aus den Schlussfolgerungen dieser Arbeit wird ersichtlich, dass die Soziale Arbeit das Potenzial hat, als Verbündete der LGBTIQ*-Community diskriminierende gesellschaftliche Strukturen aufzubrechen. Zum Schluss wird argumentiert, dass eine kritische Soziale Arbeit ihre eigene Normierungsmacht erkennen sowie kritisieren und sich ein eigenes politisches Mandat erteilen muss. Als Hilfsmittel einer normkritischen Sozialen Arbeit werden Anerkennung von Differenz, Reflexion von Sprache und Deutung sowie die Umsetzung von Partizipation, dem Peer-Ansatz und Empowermentstrategien in der Praxis aufgezeigt.

DANK

Die vorliegende Arbeit ist zum einen das Produkt einer intensiven Auseinandersetzung mit den bearbeiteten Themen und Theorien, zum anderen aber auch das Ergebnis einer persönlichen Weiterentwicklung. Durch das Eintauchen in Texte und Theorien sowie durch die vielen inspirierenden Gespräche mit erfahrenen, wohl informierten, interessierten, neugierigen oder kritischen Personen konnte ich mir nicht nur Fachwissen aneignen, sondern lernte auch unbeschreiblich viel über mich selbst, meinen Beruf und die Gesellschaft, in die ich eingebunden bin. Allen, die einen Beitrag zum Gelingen dieser Bachelorarbeit geleistet haben, bin ich sehr dankbar.

Den Teilnehmer_innen der Gruppendiskussionen danke ich vielmals für ihre Beteiligung, ohne die diese Arbeit nicht zustande gekommen wäre.

Gregor Husi, Andreas Pfister und Irene Müller danke ich für die fachliche Unterstützung.

Bei Florian Matter, Nicola und Manuel Jokes, Hans-Peter Wyss, Remo Andreetti und Jeannine Stähli bedanke ich mich herzlich für die Lektorats- und Korrektoratsarbeit und bei Anthonie de Groot für die Grafiken.

Für ihre Unterstützung und ihr Verständnis ein grosses Dankeschön an meine Liebsten.

INHALT

Abstract.....	I
Dank	II
Tabellen- und Abbildungsverzeichnis	IV
1. Einleitung	1
1.1 Ausgangslage.....	1
1.2 Fragestellung.....	3
1.3 Sprache.....	4
1.4 Aufbau	6
2. LGBTIQ*-Community	7
2.1 Historische Entwicklung	9
2.2 Community, soziale Bewegung und kollektive Identität.....	14
3. Soziale Arbeit und <i>LGBTIQ*</i>	16
4. Forschungsdesign.....	19
5. Darstellung der Forschungsergebnisse	27
5.1 Individuelle Lebensweise	27
5.2 Community als soziale Bewegung.....	31
5.3 Gesellschaftlicher Rahmen.....	37
5.4 Professionelle Arbeit	38
6. Diskussion der Forschungsergebnisse	38
7. Schlussfolgerungen für die Soziale Arbeit.....	46
7.1 Anerkennung von Differenz als Grundhaltung.....	48
7.2 Peer-Ansatz, Empowerment und Partizipation.....	49
7.3 Sprache und Pluralität.....	50
7.4 Position ergreifen	51
7.5 Ausblick	51
Literaturverzeichnis.....	53
Anhang	V

TABELLEN- UND ABBILDUNGSVERZEICHNIS

<i>Abbildung 1: Identitäten</i>	15
<i>Tabelle 1: Forschungsgruppe 1</i>	23
<i>Tabelle 2: Forschungsgruppe 2</i>	23
<i>Tabelle 3: System der Analysekatégorien</i>	26

1. EINLEITUNG

Diversität von Menschen in der Gesellschaft ist für manche Personen eines von vielen politischen Anliegen, für die jeweils bloss kleine Minderheiten kämpfen. Für jene Menschen, die solchen Minderheiten aber angehören, geht es um ein anerkanntes und wertgeschätztes Leben ohne Diskriminierung und ohne stigmatisiert zu werden. Eine Auseinandersetzung mit Diversität in der Gesellschaft bezieht sich auf vielerlei Merkmale, die Menschen zu einer Minderheit werden lassen. In dieser Bachelorarbeit liegt der Fokus auf der Forderung nach geschlechtlicher und sexueller Vielfalt. Menschen, die aufgrund ihres Geschlechts und ihrer Sexualität einer Minderheit angehören, soll in dieser Arbeit eine Stimme gegeben werden. Welche Fragestellungen damit beantwortet werden wollen, inwiefern dies für die Soziale Arbeit relevant ist und einige wichtige einführende Informationen sind Inhalt dieses einleitenden Kapitels.

1.1 AUSGANGSLAGE

Sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität sind sehr aktuelle Themen. Sowohl in den Medien als auch in der Bildung, in der Politik, in der Wissenschaft und auch in der Sozialen Arbeit wird der Ruf nach vorbehaltloser Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt laut. Wen Auseinandersetzungen zu einer sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt interessieren, kann zumindest im deutsch- und englischsprachigen Raum Begriffe wie *LGBTIQ*-Community* – was sich auf lesbisch, gay/schwul, bisexuell, trans*, inter* und *queer* bezieht – nur schwer übersehen. Es tauchen in unterschiedlichen Kontexten viele verschiedene Begriffe, Zusammenhänge oder Unterscheidungen auf. In vielen Ländern, auch in der Schweiz, setzen sich unterschiedliche Gruppierungen gegen die Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung oder Geschlechtsidentität ein und fordern Anerkennung und Rechte seitens der jeweiligen Landesregierungen. Um die Menschen, die von solcher Art von Diskriminierung betroffen sind, mit einem Begriff zusammen zu fassen – quasi als Repräsentation der sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt – werden Akronyme gebildet, bei denen die Anfangsbuchstaben einzelner Begriffe aneinandergereiht werden, die entweder über die sexuelle Orientierung oder die Geschlechtsidentität einer Person Auskunft zu geben versuchen. So kursiert zum Beispiel das in dieser Arbeit verwendete Akronym *LGBTIQ**, das die Anfangsbuchstaben der Wörter lesbisch, gay, bisexuell, trans*, inter* und *queer* enthält und mit einem Sternchen als Symbol für seine Unabgeschlossenheit ergänzt ist. Auch der Begriff der *Community*, dem meist ein Akronym vorgesetzt wird, wie zum Beispiel in

LGBTIQ-Community*, ist ein Sammelbegriff, dem eine Person, die sich für diese Themen interessiert, mit Sicherheit begegnet. Auch in der Sozialen Arbeit entstehen Diskurse und Praxisfelder, in denen Akronyme und Schirmbegriffe wie *LGBTIQ** und *Community* oder auch *queer* aufgegriffen werden. Zahlreiche Publikationen, wie zum Beispiel die 2016 erschienene Ausgabe des Magazins SozialAktuell von AvenirSocial (2016) mit dem Titel «Queere Diversitäten», das von Kim-Patrick Sabla und Melanie Plösser (2013) herausgegebene Buch mit dem Titel «Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit» oder das Lehrbuch für Soziale Arbeit von Leah Carola Czollek, Gudrun Perko und Heike Weinbach (2008) mit dem Titel «Lehrbuch Gender und Queer» begründen die Relevanz einer sozialarbeiterischen Auseinandersetzung mit einer geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt sowohl in unserer Gesellschaft wie auch innerhalb der Profession.

Die Motivation für diese Bachelorarbeit liegt im Wunsch, zu verstehen, was hinter jenen genannten Begriffen liegt, die so uneindeutig verwendet werden und schwer zu definieren sind. Erhofft wird, besser zu verstehen, womit sich die Soziale Arbeit beim Ziel der Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt – wodurch also die *LGBTIQ*-Community* ins Interesse der Sozialen Arbeit gerückt wird – genau auseinandersetzen soll.

Es scheint so, als ob die Anzahl an Buchstaben in den verwendeten Akronymen beliebig variiert und so einmal von *LGBT*, ein andermal von *LGBTI* und dann wieder von *LGBTQIA+* oder anderen Variationen die Rede ist. Den Überblick über den 'Buchstabensalat', die Sternchen oder Pluszeichen zu behalten erfordert detaillierte Rechercharbeit. Anstatt bestimmten Wörtern und Akronymen eine genaue Definition zuschreiben zu wollen, beschäftigt sich diese Arbeit aber vielmehr damit, wie die Individuen, auf die sich die Termini *LGBTIQ** und *LGBTIQ*-Community* beziehen möchten, zu diesen Schirmbegriffen stehen. Da durch die Verwendung von Akronymen und dem Begriff *Community* impliziert wird, dass eine Zusammengehörigkeit unter den Menschen besteht, die mit einem Wort zusammengefasst werden sollen, fragt diese Arbeit auch nach den entsprechenden Gefühlen von Zusammengehörigkeit. Die Beantwortung dieser Frage ist aus der Perspektive der Sozialen Arbeit insofern notwendig, als dass sich hinsichtlich der Aktualität der Themen zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt überlegt werden muss, *wer* sich eigentlich *inwiefern* mit dem Schirmbegriff *LGBTIQ*-Community* *angesprochen* fühlt, was diese Begriffe bei lesbischen, schwulen, bisexuellen, *trans**, *inter** und *queeren* Menschen *auslösen* können und in welcher Verbindung die Soziale Arbeit dazu steht oder stehen kann.

1.2 FRAGESTELLUNG

Um am Schluss der Arbeit eine Übersicht darüber zu gewinnen, inwiefern Soziale Arbeit Berührungspunkte zu den Anliegen der *LGBTIQ*-Community* aufweist und was daraus für Schlussfolgerungen für die Praxis gezogen werden können, wird die Arbeit in folgende Fragestellungen aufgeteilt.

Theoriefragen:

- Wie hat sich die *LGBTIQ*-Community* und die Verwendung dieses Begriffes entwickelt?
- Inwiefern steht der Auftrag der Sozialen Arbeit in Berührung mit der *LGBTIQ*-Community*?

Forschungsfragen:

- Inwiefern fühlen sich lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter* und *queere* Menschen zusammengehörig, beziehungsweise inwiefern nicht?
- Inwiefern identifizieren sich lesbische, schwule bisexuelle, trans*, inter* und *queere* Individuen mit den Begriffen *LGBTIQ** und *Community*?
- Welche Berührungspunkte sehen die Teilnehmer_innen zu professioneller Sozialer Arbeit?

Praxisfrage:

- Welche Schlussfolgerungen können aus den Antworten auf die Theorie- und Forschungsfragen für die Praxis der Sozialen Arbeit abgeleitet werden?

Die beiden Theoriefragen gewähren einen Überblick zu den aktuellen Diskussionen und stellen das notwendige Hintergrundwissen zu *LGBTIQ*-Community* und Sozialer Arbeit bereit. Die Beantwortung der Forschungsfragen ist für diese Arbeit von essentieller Bedeutung. Obwohl die Forschungsergebnisse im Rahmen dieser Bachelorarbeit nicht repräsentativ genug sind, um verallgemeinert zu werden, kann daraus ansatzweise eine Vorstellung davon gewonnen werden, wie Individuen zum theoretischen Diskurs zur *LGBTIQ*-Community* stehen. Diese Informationen scheinen für die Soziale Arbeit, die anders als die Philosophie nicht nur mit Theorien, sondern auch mit den Menschen, von denen die Theorien handeln, in Kontakt kommt, hilfreich. Zusammenhänge, welche die Teilnehmer_innen zu professioneller Sozialer Arbeit sehen, ist als dritte Forschungsfrage wichtig, damit die Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit darauf abgestimmt werden können. Diese ergänzende Forschungsfrage steht nicht im Zentrum der Gruppendiskussionen, bringt aber wertvolle, auf die Teilnehmer_innen bezogene Grundlagen

für die Schlussfolgerungen am Ende der Arbeit. In Kombination mit den Theoriefragen leistet die Forschung also einen wichtigen Beitrag zum Ziel der Arbeit, nämlich die Berührungspunkte zwischen *LGBTIQ*-Community* und Sozialer Arbeit auszumachen, indem aus der Perspektive der Individuen verständlich wird, was die *LGBTIQ*-Community* genau ausmacht.

Die Lektüre zur Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen wird für diejenigen Lesenden interessant sein, die in der Sozialen Arbeit tätig sind, sich für Themen zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt interessieren und sich vor allem auch auf eine Vertiefung in kritische Ansätze zur Sozialen Arbeit und aus der *queer*-theoretischen Perspektive auf Geschlecht und Sexualität einlassen wollen. Zudem könnte die vorliegende Arbeit auch für Lesende spannend sein, die sich unabhängig von Sozialer Arbeit ähnliche Fragen zu Zusammengehörigkeit und kollektiver Identität innerhalb der *LGBTIQ*-Community* stellen.

1.3 SPRACHE

Die Sprache, ihre Verwendung und ihre inhärente Macht bilden in der vorliegenden Arbeit zentrale Elemente. Eine Auseinandersetzung mit der eigens verwendeten Sprache, aber auch mit Sprache im Allgemeinen, ist aus der Sicht der *Queer Theory* unumgänglich. Franziska Rauchut (2008) betont die Bedeutung des von Judith Butler geprägten Konzepts der Heteronormativität, in dem die performativen Effekte der Sprache zentral sind (S. 8). Katrin Meyer (2017) erklärt aus einer intersektionalitätstheoretischen Perspektive, dass mit Begriffen zwar einerseits soziale Ungleichheit und Diskriminierung formuliert werden und auf soziale Identitätszuschreibungen von Gruppen und Individuen verwiesen werden kann, dass diese aber andererseits auch im Zusammenhang mit gesellschaftlichen, identitätsbildenden Machtstrukturen stehen (S. 15f). Für diese Arbeit war deshalb eine ständige Reflexion der Sprache, der Begriffe und deren Deutungskraft notwendig. Der Einsatz von Kursivschrift dient zum einen zur Betonung und Hervorhebung, zum andern symbolisiert dieser im Falle von *LGBTIQ*-Community* und *queer* den Umstand, dass diesen Begriffen in der vorliegenden Arbeit keine abschliessende Definition zu Grunde liegen. Bei der Nennung der Wörter im Kontext von Zitaten oder Paraphrasen wird, sofern der Aussagesinn dadurch verändert würde, von der Kursivnotation abgesehen.

Für die Schlüsselbegriffe dieser Arbeit gibt es sowohl im alltäglichen Gebrauch als auch in wissenschaftlichen Publikationen unterschiedliche Gebrauchsweisen und Alternativen. Das Ziel der vorliegenden Arbeit liegt nicht darin, Begriffe einzugrenzen und zu definieren, sondern zu fragen, wie sie von den Forschungsteilnehmer_innen und in der einschlägigen Literatur verwendet werden. Dadurch erhält die Unklarheit über *queer*, *Community*, *LGBTIQ**, mit den zahlreichen

Varianten von Akronymen und den identitätsstiftenden Bezeichnungen hinter und ausserhalb der Akronyme viel Relevanz im Forschungsdesign dieser Arbeit. Auch für die theoretische Herleitung ist ein offener Blick auf unterschiedliche Verwendungsweisen sprachlicher Elemente zunächst erwünscht. Eine vorgängige sprachliche Eingrenzung ist in dieser Arbeit aus diesem Grund nicht zielführend. Zu Begriffen, deren Bedeutung im Verlauf der Arbeit nicht mehr weiter diskutiert wird, folgt nun aber eine kurze Einführung.

Als Bezeichnungen für sexuelle Orientierungen kommen in der Arbeit vorwiegend die im gewählten Akronym repräsentierten Liebesformen lesbisch, gay (hier 'schwul'), bisexuell oder das Alles hinterfragende *queer* vor. Das Sternchen (*) am Ende von *LGBTIQ** symbolisiert aber, dass diese Bezeichnungen keinesfalls abschliessend sein sollen. Nicht explizit erwähnt werden zum Beispiel Pansexualität, was eine sexuelle und romantische Liebe zu Personen unabhängig von Geschlechtszuschreibungen beschreibt, oder Asexualität, was wenig oder gar keine sexuelle Anziehung zu anderen Menschen bedeutet (Queer Lexikon, ohne Datum). Es gibt zahlreiche weitere sinnvolle Unterscheidungen, deren Ausführung nicht in dieser Bachelorarbeit Platz findet. Einen aktuellen Überblick hierzu verschafft beispielsweise das Onlineglossar von Queer Lexikon, das für interessierte Lesende empfehlenswert ist.

Das Wort *Geschlecht* bezeichnet in dieser Arbeit die Geschlechtsidentität. Der englische Ausdruck *gender* wird synonym dazu gemäss Wortwahl der rezipierten Autor_innen oder als Bestandteil eines Eigenwortes verwendet. Der biologische Körper – auf Englisch *sex* – wird explizit als solcher benannt und spielt in dieser Arbeit für den Begriff *Geschlecht* keine entscheidende Rolle (ebd.).

Als *cis-geschlechtlich* oder als *Cis-Personen* werden Menschen bezeichnet, deren Geburtsurkunde – die bei der Geburt anhand des biologischen Körpers ausgestellt wird und formalrechtlich das biologische Geschlecht der Person definiert – mit der Geschlechtsidentität übereinstimmt (ebd.).

*Trans** bildet einen Überbegriff für all diejenigen, die sich nicht mit dem biologischen Geschlecht identifizieren, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Das Sternchen (*) steht als Platzhalter für alle Unterscheidungen und Bezeichnungen innerhalb des Trans-seins, wie zum Beispiel Transsexualität, Transidentität, Transgender oder Transgeschlechtlichkeit. Geschlecht wird aber nicht nur als binäre Kategorie von männlich und weiblich verstanden, sondern als Spektrum. *Trans** beschreibt also sowohl die Menschen, die Transfrau oder Transmann sind, als auch jene, die zwischen oder jenseits der binären Struktur leben und sich als *non-binär* oder *genderqueer* bezeichnen (ebd.).

*Inter** fasst mit dem platzhaltenden Sternchen (*) alle Varianten und Bezeichnungen von Intergeschlechtlichkeit zusammen. *Inter**Menschen sind mit einem Körper geboren, dessen biologisches Geschlecht – also die inneren und/oder äusseren Genitalien und/oder die Chromosomen – nicht eindeutig in die medizinische Norm von männlichen oder weiblichen Körpern eingeordnet werden kann. Bis heute müssen *Inter**Personen mit teilweise schweren gesundheitlichen und psychischen Folgen von geschlechtszuweisenden Operationen, die direkt nach der Geburt durchgeführt werden, leben. In Anlehnung an den englischen Ausdruck für das biologische Geschlecht *sex* gibt es neben dem Begriff *Intergeschlechtlichkeit* auch *Intersex* oder *Intersexualität*. Letzterer ist jedoch im deutschen Sprachgebrauch irreführend, da Intergeschlechtlichkeit körperlich ist und nichts mit der Sexualität oder der sexuellen Orientierung einer Person zu tun hat (Queer Lexikon, ohne Datum).

Der Begriff *Allies* (der Plural vom englischen *ally*) wurde im Zusammenhang mit der *LGBTIQ*-Community* in den deutschen Jargon übernommen. *Allies* sind unterstützende Personen, die sich nicht als Teil der *LGBTIQ*-Community* betrachten, sich aber aktiv für die Anliegen der *Community* einsetzen.

Das im Akronym, *Trans** und *Inter** verwendete Sternchen (*) wird verwendet, um die dahinterliegende Vielfalt zu betonen. Je nach Kontext der Aussage werden aber ansonsten entweder geschlechterneutrale Nomen oder der Gendergap (□) verwendet. Der Gendergap setzt sich zum Ziel, den Raum jenseits der geschlechtlichen Binarität sichtbar zu machen, der ansonsten in unserer Sprache keinen Platz findet. Im Gegensatz zum Sternchen ist das Ziel dabei nicht nur, die Vielfalt der Geschlechter zu betonen, sondern die sprachlichen Lücken zu symbolisieren. Sowohl Sternchen als auch Gendergap entsprechen dem kurz vor Abgabe dieser Arbeit neu erschienenen Leitfaden zur Gleichbehandlung aller Geschlechter in Sprache und Bild der Hochschule Luzern (Hochschule Luzern, 2018).

1.4 AUFBAU

Die vorliegende Arbeit ist analog zu den dargestellten Fragestellungen gegliedert. Die nachfolgenden beiden Kapitel widmen sich den Theoriefragen, wobei die erste nach der Entwicklung der *LGBTIQ*-Community* und den dazugehörigen Schirmbegriffen fragt, während die zweite den sozialarbeiterischen Auftrag herleiten will. Beide Kapitel stellen nur einen kurzen, zusammengefassten und reduzierten Abriss von vielfältigen Themen dar.

Das vierte Kapitel widmet sich dem Forschungsdesign der durchgeführten Gruppendiskussionen, worauf im fünften Kapitel die Darstellung der Forschungsergebnisse folgt. Die Ergebnisse

werden im Verhältnis zur ganzen Arbeit eher ausführlich dargestellt, weil darin der enorme Gehalt der Gruppendiskussionen ersichtlich wird. Da den Lesenden in dieser Arbeit Einblick in die Überlegungen der Diskussionsteilnehmer_innen gewährt werden soll, wird auf die ganzheitliche Darstellung Wert gelegt, auch wenn für die Schlussfolgerungen nicht alle Details gleich bedeutsam sind. Im darauffolgenden sechsten Kapitel werden die wichtigsten Ergebnisse der Forschung anhand dem eingeführten Theoriewissen diskutiert, woraus im siebten Kapitel schliesslich Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit gezogen werden.

2. LGBTIQ*-COMMUNITY

Das Ziel dieses Kapitels liegt darin, die *LGBTIQ*-Community* zu betrachten und mit einem Blick auf die historische Entwicklung zu verstehen, wie und wieso sie zu dem geworden ist, was sie aktuell zu sein scheint.

Die Suche nach einer allgemeingültigen *LGBTIQ**-Historie endet in einem lebhaften Disput, der von gegenseitigen Vorwürfen, sprachlichen Differenzierungsversuchen, identitätspolitischen Sichtbarkeitsstrategien und der *queer*-theoretischen Bemühung zur Auflösung identitärer Kategorisierung geprägt ist. Die Frage nach einer gemeinsamen *queeren* Geschichte der *LGBTIQ*-Community* beantwortet Ulrike Klöppel (2014) beispielsweise mit:

Was als solche bezeichnet wird, wird häufig genug mit «LSBTI-Geschichte» gleichgesetzt und reduziert sich bei näherem Hinsehen auf Schwulen- und ein bisschen Lesbengeschichte. Genderqueere Lebensweisen, Trans und insbesondere Inter* werden nicht mitgedacht oder bilden allenfalls eine Randerscheinung der historischen Erzählung. (S. 105)*

Sinnbildlich für eines der Hauptanliegen dieser Arbeit – herauszufinden, wer sich wieso mit dem Schirmbegriff *LGBTIQ*-Community* angesprochen fühlt – stellt sich also auch in diesem Kapitel zunächst die entscheidende Frage, wessen Geschichte erzählt werden will. Die Verwendung von Akronymen drückt laut Janine Dieckmann und Jörg Litwuschuh (2014) meistens die Absicht aus, alle sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten explizit zu nennen (S. 10). Sie betonen, dass «das Akronym die wichtige Idee eines gleichberechtigten Zusammenschlusses [grundsätzlich] wider[spiegelt]» (ebd.). Während kritische Stimmen aber sowohl die unumgängliche Not zur Erweiterung der aneinandergereihten Buchstaben, wie auch die Unleserlichkeit und Unverständlichkeit eines Akronyms beleuchten, fällt vor allem die Diskrepanz zwischen Akronym und dem Buchstaben Q für *queer* ins Gewicht (Dieckmann & Litwuschuh, 2014, S. 10ff). Anja Gregor

(2016) zeigt auf, dass auch die Addition des Buchstabens I für inter* nicht unüberlegt vorgenommen werden darf.

Die Auswahl des für die vorliegende Arbeit zu verwenden Akronyms war in Anbetracht der zuvor erläuterten Vor- und Nachteile sowie der Vielfalt der unterschiedlichen Buchstabenkombinationen ein unsicheres Unterfangen. Fragt diese Arbeit nach einer *LGBTIQ**-Zusammengehörigkeit – und nicht nach dem weiter verbreiteten *LGBT* – erhebt sie den Anspruch, inter* und *queer* in die Betrachtungen miteinzubeziehen und die dabei entstehenden Kontroversen zu beleuchten. Dies muss erstens zur Folge haben, dass bei einer inter*-inklusive *queer theory* in Anspielung auf Butlers Performativitätstheorie Gregors (2016) Forderung nach einer «Reflexion der konkreten Materie des Körpers als sozialtheoretisch relevant Grösse» berücksichtigt wird (S.27). Zweitens bedingt der Einbezug von *queer* ein stetiges Hinterfragen der Identitätskategorien, die mit dem Akronym konstituiert werden (Dieckmann & Litwischuh, 2014, S.11). Diese hier nur kurz aufgegriffenen Herausforderungen werden im nachfolgenden Unterkapitel ausgeführt. Drittens sollte auch die Forschung so aufgebaut sein, dass sich die erhobenen Daten tatsächlich auf die zu repräsentierende Vielfalt von *LGBTIQ** beziehen. Viertens ist zu bedenken, dass die Beschränkung auf sechs Buchstaben ein Ausschluss vieler weiterer Buchstaben zur Folge hat, deren unbeschränkte Vielfalt lediglich mit dem angefügten Sternchen symbolisiert wird. Im Text erscheinen je nach Kontext und oder je nach Auswahl der zitierten oder paraphrasierten Autor_innen in Ausnahmefällen auch andere Varianten von Akronymen.

Im Folgenden soll also die für die *LGBTIQ*-Community* relevante Entstehung der *queer*-theoretischen Einsichten zu «der Verwobenheit der Kategorien Geschlecht und Sexualität, der Relationalität von Norm und Abweichung, der Historizität der Klassifikationssysteme sowie der gelebten Vielfalt quer zu den scheinbar klar getrennten LSBTI-Identitäten» (Klöppel, 2014, S. 106) aufgezeigt werden. Da aber auch die *Queer Theory* kritisiert wird, sollen auch die bedeutenden Errungenschaften aus identitätspolitischen Strategien gewürdigt werden. Zu jedem der einzelnen Buchstaben im Akronym *LGBTIQ** gäbe es eine eigene Geschichte, die für die ganzheitliche Betrachtung notwendigerweise einbezogen werden müsste. Im Rahmen dieser Arbeit können die einzelnen Bewegungen nur rudimentär aufgegriffen werden. Zudem könnten auch historische Entwicklungen in Bezug auf geografische Lagen viel mehr ausdifferenziert werden. Die hier ausgeführten Ereignisse und Bewegungen gehören zu denjenigen, die Einfluss auf die aktuelle Situation von *LGBTIQ**-Menschen in der Schweiz hatten.

2.1 HISTORISCHE ENTWICKLUNG

Obwohl der Kampf um Menschenrechte in Bezug auf sexuelle Orientierungen und geschlechtliche Identität, wie Klaus Mueller (2014) feststellt, seinen Ursprung nicht erst im 20. Jahrhundert hatte, war dieses eine ereignisreiche Epoche, in der einiges ins Rollen gebracht wurde (S. 24). Mit den verschiedenen Phasen der Frauenbewegungen und dem Interesse an Männerforschung wurden Fragen nach Gleichheit und Unterschieden von Frau und Mann aufs politische Parkett gehievt (Czollek, Perko & Weinbach, 2009).

In der Medizin wuchs laut Mueller (2014) bereits seit dem 19. Jahrhundert das Interesse an der menschlichen Sexualität. Daraus zeichnete sich damals ein wissenschaftlich postuliertes, pathologisiertes Verständnis jeder von der Norm abweichenden sexuellen und geschlechtlichen Identität¹ ab. Zu dieser Zeit verstand die Wissenschaft sexuelle und geschlechtliche Identität als etwas Determinierendes, in der Person Festgeschriebenes und Unveränderliches. Deshalb nahm soziale und politische Gewalt gegenüber allen, die vom Verständnis der heterosexuellen Cis-Frauen oder Cis-Männern abwichen, im 20. Jahrhundert ein enormes Ausmass an (2014, S. 24). Mit dem Ziel, Homosexualität zu entkriminalisieren und die gleichen Rechte für Homosexuelle wie für Heterosexuelle zu erkämpfen, bildete sich in den 1950er und 60er Jahren in den USA gemäss Meg-John Barker und Julia Scheele (2018) die homophile Bewegung (S.29). Nach der polizeilichen Razzia 1969 im vor allem von trans*, lesbischen und schwulen Besucher_innen frequentierten Lokal Stonewall Inn in New York gab es eine Reihe von Demonstrationen, an denen Aktivist_innen der sogenannten Stonewall Riots gegen Repression und für einen offenen Umgang mit Sexualität und geschlechtlicher Identität kämpften (Barker & Scheele, 2018, S. 55). Laut Sabine Hark (2017) gelten die Stonewall Riots mit den Aufständen aus dem «Leben im Verborgenen (. . .)», geprägt von Isolation und Selbsthass, Feindseligkeit und Polizeigewalt, Pathologisierung und Entrechtung» als Wendepunkt vor allem im lesbischen, schwulen und Trans*-Aktivismus (S.15f).

Gleichzeitig waren sie aber auch ausschlaggebend für die Entstehung differenzierter Bewegungen, wie der Bisexuellen-Bewegung, die einen wichtigen Beitrag zur Sichtbarkeit von bisexuellen Menschen geleistet hat. Erreicht wurde dadurch, dass Bisexualität heute meistens als Teil der

¹ Identität ist in dieser Arbeit ein Schlüsselwort, dessen Umstrittenheit beim Lesen dieser Arbeit bedenklich werden sollte. Die grosse Uneinigkeit besteht darin, ob Sexualität und Geschlecht als fester unveränderlicher Bestandteil einer personalen Identität verstanden werden soll, oder nicht. Weiterführend entsteht bei der Negierung dieser These das Problem, wie ohne Identitätspolitik überhaupt bestimmte politische Rechte erlangt werden sollen.

Liebesweisen jenseits der heterosexuellen Normalität mitgenannt wird (Bettina Fritzsche, 2007, S. 124).

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde zudem von Schwarzen feministischen Denkerinnen* in den USA die Diskussion zu unterschiedlichen Erfahrungen von Unterdrückung und dementsprechend unterschiedlichen Anliegen innerhalb der Kategorie *Frau* eröffnet. Die Kritik richtete sich an ein starres, ungeachtet von Privilegien beziehungsweise von Mehrfachunterdrückung universelles Verständnis von Identität, woran sich – sowohl im von Weissen Frauen geprägten Feminismus, als auch in der von Weissen Menschen geprägten Bürgerrechtsbewegung – der identitätspolitische Aktivismus orientierte (Barker & Scheele, 2018, S. 46). Aus diesem vom Schwarzen Feminismus geprägten Denken zu Mehrfachidentitäten und -unterdrückung entwickelte sich insbesondere durch Kimberlé Crenshaw und durch die kritische Rassismusforschung in den 1980er Jahren das Konzept der Intersektionalität (Barker & Scheele, 2018, S. 51 und S. 131). Intersektionalitätstheorien beschäftigen sich laut Meyer (2017) kritisch mit der eindimensionalen Betrachtung von gesellschaftlicher Macht und betonen, dass verschiedene Herrschaftsstrukturen gleichzeitig diskriminierend auf eine Person einwirken, wodurch die einzelnen Machtverhältnisse und ihre Unterdrückungsmerkmale wie Geschlecht, 'Rasse'², Sexualität oder vielem mehr nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können (S.10). Die Ideen der Intersektionalitätskonzepte ergänzen diese Arbeit gut und werden deswegen teilweise kurz angemerkt, ohne ausführlich eingeführt werden zu können.

Barker und Scheele (2018) beschreiben, dass in der Perspektive der Biologie ab Mitte des 20. Jahrhunderts Alfred Kinsey die Forschungen zur menschlichen Sexualität prägte. Mit Kinsey entstand ein Verständnis von Sexualität als Spektrum zwischen Hetero- und Homosexualität, welches in der *Queer Theory* dem binären Gegensatz von homosexuell und heterosexuell entgegengestellt wird. Zudem beschreibt Kinsey das sexuelle Verhalten, ohne dabei eine Klassifizierung nach starren Identitäten vorzunehmen. Sexualität wird somit zur freien sexuellen Praktik im Spektrum zwischen Homosexualität und Heterosexualität, ohne dabei vom identitären Wesen einer Person abhängig zu sein (Barker & Scheele, 2018, S. 42).

² Meyer setzt den Begriff 'Rasse' in Anführungszeichen, um zu signalisieren, dass das Wort im deutschen Sprachgebrauch heute als negativ behaftete Fremdzuschreibung verwendet wird, das mit einem biologisch abgestützten Rassismus in Verbindung gebracht wird. Das englische Wort *race*, das für die Entstehung von Intersektionalitätstheorien von Bedeutung war, steht in den USA für eine soziale Gruppenzugehörigkeit und enthält keine negative Konnotation (Meyer, 2017, S. 16)

Gegen Ende des 20. Jahrhundert kam in den USA der *Queer*-Aktivismus auf, bei dem das Wort *queer* von seiner ursprünglich zutiefst pejorativen und homophoben Bedeutung abgespalten wurde, um als positive, mit Stolz verbundene Selbstbezeichnung wieder aufgegriffen zu werden. Während *queer* infolge der AIDS-Krise in den 1980er Jahren also zunächst als positive Bezeichnung für schwule Männer begriffen wurde, weitete es sich bald zu einem Überbegriff für all jene aus, die nicht der heterosexuellen Norm entsprachen oder sich nicht cis-geschlechtlich identifizierten (Barker & Scheele, 2018, S. 16f).

Queer Theory

Aufbauend auf die philosophische Wende zum Poststrukturalismus ab Mitte des 20. Jahrhunderts rückten, anstelle von Identitätspolitiken, Funktions- und Wirkungsweisen von Macht und Verhaltensweisen in Bezug auf Sexualität und Geschlecht in den Fokus (Barker & Scheele, 2018, S. 59ff). Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln, auf die hier nicht tiefer eingegangen werden kann, wurden anhand des Begriffs des Performativen, aber auch im Kontext der Sprachphilosophie, der Soziologie oder auch der Pädagogik diskutiert. Die performative Macht der Sprache, der Sprechenden und des Handelns gewann für die Analyse sozialer Prozesse an Bedeutung (Christoph Wulf, Michael Göhlich & Jörg Zirfas, 2001).

Queer Theory kann, wie Barker und Scheele (2018) aufzeigen, nicht als eine einheitliche Theorie verstanden werden. Verschiedene Autor_innen leisteten differenzierte, zum Teil sogar widersprüchliche Beiträge und verwenden das Wort *queer* unterschiedlich. Diese Vielstimmigkeit entspricht der *Queer Theory*, da fortlaufendes kritisches Nachdenken über normierende und kategoriale Strukturen unumgänglich ist (S. 35). Zudem wird versucht, aufzuzeigen, dass *queer* nicht zwingend etwas ist, was eine Person *sein* kann, sondern vielmehr etwas das *getan* werden kann (Barker & Scheele, 2018, S. 15).

Einige Grundüberlegungen können aber als Gemeinsamkeiten aller *queer*-theoretischen Ansätze, die vor allem in den Arbeiten von Michel Foucault und Judith Butler ihre Bedeutung erlangt haben, ausgemacht werden. Vermeidlich universelle und essentialistische Kategorien werden hinterfragt, indem durch die Betrachtung des kulturellen, historischen oder geografischen Kontextes deren Pluralität, Diskontinuität und Differenz aufgezeigt wird. Identitäten, Kategorien und Ordnungssysteme, wie die Zweiteilung von homo/hetero und weiblich/männlich, werden als Konstrukt von komplexen Machtverhältnissen verstanden (Rauchut, 2008, S. 11). In Anlehnung an Butler und Foucault problematisiert die *Queer Theory*, dass Geschlecht und Sexualität

in den gegenwärtig vorherrschenden Machtverhältnissen eng miteinander verwoben sind, obwohl die Korrelation nicht in der Sache selbst liegt (Rauchut, 2008, S. 86). Butlers Konzept der Heteronormativität wird von Barker und Scheele (2018) als die Menge der gesellschaftlichen Normen zusammengefasst, durch die die Zweiteilung der heterosexuellen Geschlechter zu einer einzigen, idealen und als wahr geltenden Wirklichkeit konstruiert wird. Die Ordnung von heterosexuellen Paaren, bestehend aus Cis-Mann und Cis-Frau, wird durch die Heteronormativität als 'das Normale' verstanden (Barker & Scheele, 2018, S. 81f). Die *Queer Theory* übt somit Kritik an allen Arten von Identitätspolitik, die in den Bewegungen nach den Stonewall Riots geführt wurden, um auf der Grundlage von Identität für die Rechte unterdrückter Gruppen von Menschen zu kämpfen (Barker & Scheele, 2018, S. 20). Dies führte insbesondere zu Auseinandersetzungen zwischen *queer* Denker_innen und Argumentationen aus dem Feminismus, die den Kampf gegen die Unterdrückung der Frauen und das Leiden an der Weiblichkeit unter Beibehaltung der Kategorie *Frau* ins Zentrum stellen (Barker & Scheele, 2018, S. 143).

Akronyme

Mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts etablierte sich der aus dem angelsächsischen Sprachraum stammende Fachterminus *LGBT*, der als Akronym für die Allianzen unter lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Menschen mit einer politischen Hoffnung auf Selbstbestimmung bezüglich Sexualität und Geschlecht steht (Müller, 2014, S. 27). Unter der Überschrift «Koalitionen des Überlebens» beschreibt Carolin Küppers (2017), wie unter Einfluss *queerer* Denkweise die Bereitschaft zu Zusammenarbeit und Solidarität notwendig wird, um gemeinsam über die binären Grenzen des Geschlechts hinweg, jenseits identitärer Schubladen denken zu können (S. 9). Mit der zunehmenden Sichtbarkeit von Trans* und Inter* und der mittlerweile etablierten Erweiterung des Akronyms zu *LGBTTIQ*³ stellt sich in Anlehnung an die Stonewall Riots – wie Hark (2017) argumentiert – erneut die Frage nach Solidarität und *queeren* Bündnispolitiken in den *Queer-Communities* (S.17).

Die Aneinanderreihung der Anfangsbuchstaben im Akronym wirft allerdings viele Fragen auf. Dieckmann und Litwischuh (2014) würdigen zunächst den Versuch der Sichtbarmachung der

³ In Deutschland wird zum Teil im Akronym das T doppelt genannt. Dabei wird die Unterscheidung zwischen Transsexualität und Transgender sichtbar, die aber im Kontext dieser Arbeit zu weit greift.

verschiedenen Bedürfnisse und Forderungen und auch die gleichzeitige Thematisierung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Sie betonen aber auch, dass die angestrebte Gleichberechtigung *aller* sexueller und geschlechtlicher Minderheiten auch dann unmöglich erreicht werden kann, wenn weitere Buchstaben wie beispielsweise ein A für *asexuell* oder auch ein Pluszeichen (+) anstatt dem Sternchen (*) angefügt werden. Diskutiert wird vor allem auch die Vereinbarkeit von einem Akronym und einem darin enthaltenen Q für *queer*, wo doch mit Letzterem die vorgenommene Kategorisierung ursprünglich nicht hergestellt, sondern aufgelöst werden sollte (S. 11). Im Zentrum der Debatte um eine *queere* Verwendung von Akronymen steht wieder das Problem zwischen *queer*-theoretischer Kritik an Identitätspolitik und der expliziten Sichtbarmachung politischer Forderungen und bereits erreichter Errungenschaften für die Rechte von sexuellen und geschlechtlichen Minderheiten (Barker und Scheele, 2018, S. 139).

Um konkrete Forderungen und Anliegen, die, wie Gregor (2016) zeigt, weit über die aktuellen politischen LGBT-Themen hinausgehen, geht es auch bei der Frage um die Erweiterung des Akronyms um den Buchstaben I für Inter*. Gregor stellt eindrücklich dar, wie hinter dem primären Ziel – nämlich zu verhindern, dass inter*Menschen durch medizinische Eingriffe «nach Massgaben des kulturellen Zwangssystems der Zweikörpergeschlechtlichkeit» (S. 27) reales, physisches und psychisches Leid erleben müssen – eine Kritik am von Butler geprägten *queeren* Verständnis von körperlicher Materie liegt. «Inter* unterscheidet sich insofern von anderen Komponenten des Kontinuums queerer L(i)ebesweisen, als sie für ein umfassendes Verständnis als soziales Phänomen immer ‚von der Materie aus‘ gedacht werden muss» (Gregor, 2016, S. 16). Butlers (2001) Prozess der Materialisierung, bei dem sexualisierte biologische Körper unter den Machtstrukturen der heterosexuellen Matrix in der Gesellschaft als sedimentierte diskursive Wiederholungen zu Materie werden (S. 21), greift, wie Gregor (2016) erläutert, zu kurz. Die körperlichen Erfahrungen von inter*Menschen können mit dem Verständnis von materialisierten Machtstrukturen und performativer Körperlichkeit nicht erfasst werden (S. 23). Gregor verwirft aber die Verbindung zwischen *queer* und Inter* und die Integrierung des Buchstaben I in *LGBTIQ** nicht. Betont wird jedoch eingehend, dass die Forderungen von inter*Menschen in erster Linie der körperlichen Unversehrtheit gelten und dass Heteronormativitätskritik und *queere* Identitätsfragen, die für die adäquate Integration von Inter* zudem überdacht oder erweitert werden müssen, sekundär sind (ebd).

2.2 COMMUNITY, SOZIALE BEWEGUNG UND KOLLEKTIVE IDENTITÄT

Mit der Frage, inwiefern der aus dem Englischen stammende Begriff *Community* mit *LGBT* zusammenhängt, beschäftigte sich Eleanor Formby (2017). Ihre Forschung bezieht sich auf den englischen Sprachgebrauch und auf die *LGBT-Communities* in Grossbritannien. Mueller (2014) zeigt auf, dass sich die auch in diese Arbeit einflussende Fachterminologie im Zuge der Globalisierung von *LGBTI*-Forschung entwickelt hat und sich somit nicht am nationalen Sprachgebrauch orientiert (S. 27). Formbys Darstellung von *Community* wird unter dieser Prämisse für die in dieser Arbeit beschriebene deutschsprachige Verwendung des Wortes übernommen.

In der Herleitung des schwer eingrenzbaeren Begriffs *Community* beginnt Formby (2017) bei der ursprünglichen in der Soziologie angewandten Bedeutung des Wortes als eine geografische Zusammengehörigkeit einer Population. Ergänzend zu dieser räumlichen Assoziation bezieht sich der Begriff zum Teil auch in der Soziologie und in der Anthropologie auf eine kulturelle Konstruktion von Identität in Zusammenhang mit Menschen, Kultur oder materiellen Gütern. Formby greift weiter den Begriff *imagined Communities* auf, der ursprünglich im Kontext der Nationalismusforschung verwendet wurde. Den Gedanken von solchen imaginären *Communities*, die sich nicht durch eine physische Nähe zwischen Menschen definiert, sondern alleine durch die Vorstellung von gemeinsamen Haltungen, Meinungen oder Empfindungen, erkennt Formby gerade im Kontext von *LGBT*. Eine andere im Zusammenhang mit dieser Arbeit interessante Bedeutung erhält *Community* auch in seiner Verwendung als Netzwerk von persönlichen Beziehungen und Freund_innenschaften⁴. Eine Zugehörigkeit zu diesem Verständnis von *Community* beschreibt Formby als ein persönliches Commitment unter Bereitschaft zu gegenseitiger Unterstützung und Zusammenhalt. Ebenso relevant ist aber auch die Bedeutung von virtuellen *Communities* via Internet, die zum einen eine ortsunabhängige Vernetzung von Menschen und zum andern eine virtuelle Rückzugsgelegenheit aus der realen Welt ermöglichen kann (2017, S. 2-9). Formby (2017) schliesst ihre Forschungen mit einer detailreichen Darstellung der unterschiedlichen, komplex verwobenen Aspekte von *Community* in Bezug auf *LGBT* ab. Dabei betont sie nicht nur die Formlosigkeit des Begriffs, die Variabilität seiner Verwendungsweisen und Gründe für dessen Ablehnung, sondern auch seine dennoch von der Vielfältigkeit getragene, real existierende Bedeutung und schlägt vor, den Begriff in der Pluralform zu verwenden. (S. 194-202).

⁴ Vgl. Pohlkamp, Ines (2014). *Gendernbashing. Diskriminierung und Gewalt an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit*. Münster: Unrast.

Der entscheidende Aspekt einer *Community* ist folglich eine Art von Zusammengehörigkeit, die, wie Formby aufzeigt, bezüglich der *LGBTIQ*-Community* enorm facettenreich ist. Zusammengehörigkeitsgefühl in sozialen Bewegungen wird gemäss Sebastian Haunss (2011a) in der Bewegungsforschung mit dem Begriff der kollektiven Identität beschrieben und als Kernelement von sozialen Bewegungen verstanden (S. 36). Inwiefern die Aktivitäten der *LGBTIQ*-Communities* dem Verständnis von sozialen Bewegungen entsprechen, kann in dieser Arbeit nicht ausführlich beleuchtet werden. Haunss macht aber eine Differenzierung, welche die Komplexität in Bezug auf die Frage nach Zusammengehörigkeitsgefühlen in *LGBTIQ*-Communities* etwas aufzubrechen vermag und die für die Verarbeitung der Forschungsergebnisse in dieser Arbeit nützlich sein wird. In Abgrenzung von *individuellen Identitäten* einzelner Personen lässt sich, wie in Abbildung 1 ersichtlich, kollektive Identität analytisch in *Gruppenidentitäten* und *Bewegungsidentitäten* unterteilen (ebd.). Dabei ist aber wichtig, zu bedenken, dass «kollektive Identitäten auf der Ebene sozialer Bewegungen – oder Bewegungsidentitäten – (. . .) auf komplexe Weise mit den individuellen Identitäten der BewegungsaktivistInnen und den kollektiven Identitäten der Gruppen und Organisationen, aus denen sich soziale Bewegungen zusammensetzen [interagieren]» (ebd.).

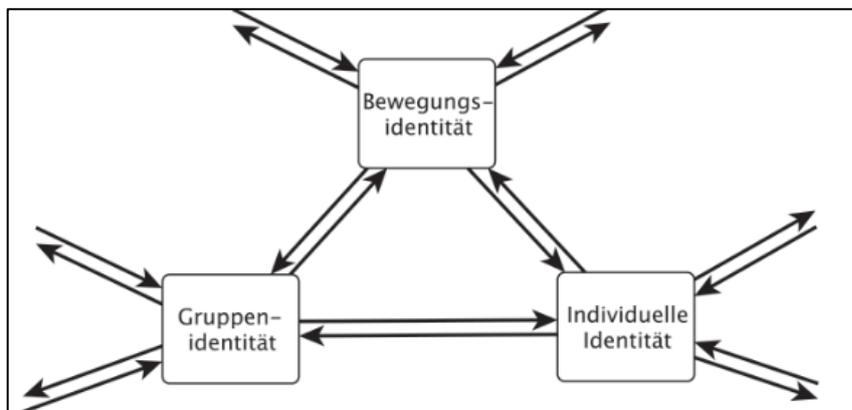


Abbildung 1: Identitäten (Haunss, 2011a, S. 36).

Haunss (2011b) argumentiert, dass es im Kontext von sozialen Bewegungen Szenen gibt, die «gleichzeitig Netzwerke von Personen, die eine gemeinsame (Gruppen-)Identität und ein gemeinsames Set sub- oder gegenkultureller Überzeugungen, Werte und Normen teilen, [sind,] und (. . .) ein Netzwerk von Orten, an denen sich diese Personen treffen» (S. 44). Bewegungsnahen Szenen, die von einer Gruppenidentität zusammengehalten werden, beeinflussen und orientieren sich laut Haunss (2011b) mehr an Erfahrungen und Lebenspraxen der Aktivist_innen. Bewe-

gungsidentität dagegen lebt in sozialen Bewegungen von einer geteilten Weltansicht und gemeinsamen Überzeugungen (S.44). Vor allem in präfigurativen Bewegungen, die den Anspruch erheben, die angestrebten Veränderungen in der Gesellschaft in der eigenen Lebensweise zu repräsentieren, betont Haunss (2011b) die Relevanz der reziproken Beziehung zwischen Bewegung und Szene und deren grossen Einfluss auf die Alltagspraxen der Aktivist_innen (S. 42f).

Haunss (2011a) zeigt auch auf, dass in sozialen Bewegungen – als informelle Netzwerke – die inhaltliche Positionierung und auch die Zugehörigkeitskriterien ständig neu ausgehandelt werden müssen, da sich immer kritische interne Gruppen bilden (S. 37).

Die Theorien zu kollektiver Identität zusammen mit dem Versuch einer Herleitung des Begriffs *Community* zeigen auf, dass eine *LGBTIQ*-Community* als solches nicht abschliessend definiert werden kann. Eine *Community*, die sich durch ein Zusammengehörigkeitsgefühl bildet, ist immer das, was die Menschen in der *Community* dafür empfinden und gemeinsam aushandeln. Nachdem im nächsten Kapitel der Frage, was die Soziale Arbeit mit der Kollektividentität in der *LGBTIQ*-Community* zu tun hat, nachgegangen wird, folgt der Forschungsteil zu den durchgeführten Gruppendiskussionen. Wie sich in diesem Kapitel gezeigt hat, wird insbesondere der Aushandlungsprozess über die Zusammengehörigkeit in der *Community* von Menschen interessant sein, die, zumindest anhand der Zugehörigkeitskategorien, Teil der *Community* sind.

3. SOZIALE ARBEIT UND LGBTIQ*

In diesem Kapitel wird die Frage gestellt, inwiefern und ob überhaupt der Auftrag der Sozialen Arbeit mit *LGBTIQ*-Communities* in Berührung steht. Diese Frage ist insofern von Bedeutung, als dass sie Anlass bietet, über das aus ihrem Auftrag entstehenden Verhältnis von Sozialer Arbeit und deren Nutzenden⁵ im Allgemeinen nachzudenken. Bevor diese Überlegungen ausgeführt werden, wird sich der Blick zunächst auf den Auftrag der Sozialen Arbeit gemäss dem Berufskodex von AvenirSocial (2010) richten, auf den später Bezug genommen wird.

Wie aus Kapitel 2 deutlich wurde, konstituieren sich *LGBTIQ*-Communities* sowohl aus gemeinsamen Erfahrungen von Diskriminierung als auch aus geteilten politischen Forderungen im

⁵ Der Begriff *Nutzende* wird in dieser Arbeit in Abgrenzung zu Begriffen wie *Adressat_innengruppe* oder *Klientel* verwendet, um zu implizieren, dass die professionelle Beziehung nicht zwingend von den Sozialarbeitenden gesteuert werden muss.

Kampf gegen gesellschaftliche Normsetzung. Der Berufsverband der Sozialen Arbeit AvenirSocial (2010) formuliert im Berufskodex als Grundwerte der Sozialen Arbeit neben zahlreichen anderen mit der *LGBTIQ*-Community* geteilten Anliegen die Verpflichtung zur Zurückweisung von Diskriminierung – wobei als zu verhindernder Grund für Diskriminierung das soziale und biologische Geschlecht und auch die sexuelle Orientierung explizit aufgeführt sind. Auch die Verpflichtung zur Anerkennung von Verschiedenheiten ist im Berufskodex verankert (S.9). Als Ziel der Sozialen Arbeit wird festgehalten, dass sozialpolitische Interventionen initiiert und unterstützt werden. Das Fördern von sozialem Wandel gehört zur Definition der Sozialen Arbeit (AvenirSocial, 2010, S. 6). Die Rolle der Sozialen Arbeit innerhalb gesellschaftlicher Machtstrukturen, Normierungsprozessen und der Reproduktion von den Nutzenden der Sozialen Arbeit als die *von-der-Norm-abweichenden* wurde in den letzten zehn Jahren in diversen Publikationen diskutiert (Maria Bitzen, 2018, sowie Fabian Kessl & Melanie Plösser, 2010). In dieser Diskussion geht es um diese Rolle allgemein und auch konkret im Zusammenhang mit Sexualität, Gender und Diversity.

Das Hauptinteresse liegt darin, zu zeigen, dass Soziale Arbeit den Gegenstand, dem sie sich als Profession widmet, immer auch als solchen definiert und aufrechterhält. Ungerechte ungleiche soziale Strukturen *bleiben* somit auch mit der Unterstützung der Sozialen Arbeit ungerecht und das soziale Problem, das den Nutzenden der Sozialen Arbeit zugeschrieben wird, *bleibt* ein Problem. Unter diesen Umständen kann es der Sozialen Arbeit nicht gelingen, sich den Anliegen der *LGBTIQ*-Community* nach Veränderung jener Strukturen anzunehmen. Bitzan (2018) erwähnt im Bezug darauf zwar die Funktion der Soziale Arbeit als eine abhängige Variable des gesellschaftlich und politisch determinierten Verständnis *des Sozialen* als eine Deutung der Normalität. Sie betont aber auch, dass die Soziale Arbeit aber die Normativität ihres Handelns und somit sich selbst als «Produzentin sozialer Gewichtungen und Bestimmungen» auch in Frage stellen kann und soll (S. 30). Auch Kessl und Plösser (2010) zeigen die Notwendigkeit auf, dass sich die Soziale Arbeit, als «Instanz zur Bearbeitung von Differenz und Andersheit» (S. 8) in der Gesellschaft, mit ihrer Macht zur Normalisierung und der damit verbundenen und eigens hervorgebrachten Reproduktion von Differenz und Andersheit auseinandersetzen muss (ebd.). Die Soziale Arbeit wird also aufgefordert, sich bewusst zu sein, in welche Machtstrukturen sie eingebunden ist und welche Normalität und Normativität durch ihr professionelles Handeln in der Gesellschaft aufrechterhalten wird.

Silvia Staub-Bernasconi (2017) vertritt ergänzend den Standpunkt, dass neben einem vorhandenem Bewusstsein auch Kritik geübt werden muss. Indem sie die Notwendigkeit einer «kontinuierliche[n] Auseinandersetzung mit gesellschafts- bzw. machtdiagnostischen und praxisbezogenen Kompetenzen im Umgang mit Macht sowie mit [der] Eingebundenheit [der Sozialen Arbeit] und dadurch teilweise auch [ihrer] Verstrickung in die herrschenden Machtverhältnisse und Dilemmata» aufzeigt, stellt sie die Forderung einer machtkritischen und selbstreflexiven Sozialen Arbeit (S.15).

Wichtig erscheint dabei die Anmerkung von Staub-Bernasconi, dass dafür auf ein «naives illusionäres Weltverbesserertum» verzichtet werden muss und stattdessen mittels fundierter «'Kritik'- als Realitäts-, Selbst-, und Fremdkritik» die Einflusschancen und Handlungsspielräume der Sozialen Arbeit genutzt werden müssen (Staub-Bernasconi, 2017, S. 16). Konkrete Auswirkungen hat das für die Professionellen der Sozialen Arbeit, denn sie «können aber nicht (. . .) auf ein Mandat seitens ihrer reichen, kapitalistischen [und cis-heteronormativen] Gesellschaft warten, sondern müssen es sich aufgrund des Tripelmandates selber erteilen.» (Staub-Bernasconi, 2017, S. 453). Staub-Bernasconis Plädoyer für die Selbsterteilung des mitunter auch politischen Mandates geht mit ihrer Vorstellung davon einher, dass in einer Demokratie auch die «Kontrolle von unten» (S. 267) institutionalisiert sein und funktionieren muss. Damit ermutigt sie Sozialarbeitende, auch ausserhalb des staatlichen Sozialwesens aktiv zu sein und entgegen den Strategien oder gar dem Willen der Machttragenden Empowermentstrategien zu erarbeiten und Verbündete für ihr Anliegen zu finden (Staub-Bernasconi, 2017, S. 15 und S. 267). Wenn Staub-Bernasconi bei gewissen sozialarbeiterischen Anliegen zur Zusammenarbeit mit sozialen Bewegungen, Netzwerken und Nichtregierungsorganisationen rät (ebd.), stärkt sie Leonie Wagners (2009) Argumentation zur Nähe zwischen der Sozialen Arbeit und sozialen Bewegungen. Wagner zeigt auf, dass soziale Bewegungen für die Entwicklung der sozialen Arbeit von grosser Bedeutung waren. Die Orientierung an sozialen Bewegungen ist für die Soziale Arbeit interessant, da diese – wie auch die *LGBTIQ*-Communities* – eine notwendige Veränderung in der Gesellschaft anzeigen und im Prozess der Umsetzung aktiv werden (S. 9).

Kritische und politische Soziale Arbeit, wie sie in den 1970er Jahren im Zusammenhang mit den damals starken sozialen Bewegungen thematisiert wurde, geriet aber, wie Swantje Penke (2009) aufzeigt, in die Kritik. Es wurde ihr vorgeworfen, ihre Adressat_innen zu politisieren, ohne dabei deren individuellen Bedürfnisse und Anliegen zu berücksichtigen, wodurch ein Aktionismus im Sinne der politischen Interessen der Sozialarbeitenden betrieben worden sei (S. 201).

Nicht nur im theoretischen Diskurs, sondern auch in der Praxis wird der Handlungsbedarf gemäss dem Auftrag der Sozialen Arbeit spürbar. Weil Themen zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und zu Diskriminierungserfahrungen von *LGBTIQ**-Personen immer mehr Eingang ins Bewusstsein von Professionellen der Sozialen Arbeit findet, hat zum Beispiel der Dachverband offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz im November 2018 eine Weiterbildung zu theoretischem und methodischem Wissen über geschlechtliche und sexuelle Diversität mit dem Titel «Genderbazaar» veranstaltet (Dachverband offene Kinder- und Jugendarbeit, ohne Datum). Auch seitens der städtischen Auftraggebenden von Projekten und Institutionen Sozialer Arbeit öffnet sich der Horizont. Im Jahr 2019 wird sich als dritte Schweizer Stadt, nach den Städten Zürich und Genf, auch Bern dem «Rainbow Cities Network»⁶ anschliessen und ihren Gleichstellungsauftrag über die Kategorien Mann und Frau hinweg auf *LGBTIQ**-Menschen erweitern (Stadt Bern, ohne Datum).

Berührungspunkte zwischen der Sozialen Arbeit und den *LGBTIQ*-Communities* bestehen also sowohl in der Praxis, wo Professionelle mit Diskriminierungserfahrungen in Bezug auf Sexualität und Geschlecht konfrontiert sind, als auch in wenigen Vorreitern aus städtischen Gleichstellungsaufträgen und vor allem in der eigenen Selbstreflexion und dem politischen Mandat einer Sozialen Arbeit als kritische Profession.

4. FORSCHUNGSDESIGN

Ziel dieses Kapitels ist es, einen Überblick über die durchgeführte qualitative Forschung zu gewähren. Die folgenden Kapitel zur Forschung sind für diese Arbeit deswegen von Bedeutung, weil herausgefunden werden möchte, wie die Menschen, die sich als Teil oder eben gerade nicht als Teil der *LGBTIQ*-Community* verstehen, zu den aktuellen Auseinandersetzungen bezüglich Zusammengehörigkeit und Schirmbegriffen stehen. Nachdem nochmals die Forschungsfragen erläutert werden, werden die gewählte Methode der Gruppendiskussion und auch die Feldzugang- und Samplingstrategien erläutert und begründet. Anschliessend wird beschrieben, wie die Datenerhebung stattfand und wie die Analyse aufgebaut wurde.

⁶ Vgl. <https://www.rainbowcities.com/>

Mit der Forschung sollen Informationen über die Beziehung von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans*, inter* und *queeren* Individuen zu den Sammelbegriffen und auch zu sich selbst ermittelt werden, der Aushandlungsprozess über kollektive Identitäten sichtbar gemacht werden und mögliche Berührungspunkte zu professioneller Sozialer Arbeit erfragt werden.

Um die gewünschten empirischen Daten erheben zu können, wurde ein Forschungsdesign erstellt, das zum Ziel hat, die drei Forschungsfragen zu beantworten.

- Inwiefern fühlen sich lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter* und *queere* Menschen zu einander zusammengehörig, beziehungsweise inwiefern nicht?
- Inwiefern identifizieren sich lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter* und *queere* Individuen mit den Begriffen *LGBTIQ** und *Community*?
- Welche Berührungspunkte sehen die Teilnehmer_innen zu professioneller Sozialer Arbeit?

Methoden

Mit dem methodologischen Ansatz der Gruppendiskussionen wurde ein Instrument der qualitativen Forschung gewählt. Dabei handelt es sich laut Susanne Vogl (2014) um geplante Diskussionen, wobei Kommunikationsprozesse initiiert werden, die anschliessend in eine möglichst natürliche Interaktion zwischen den Teilnehmer_innen übergehen (S. 581). Vogl (2014) sieht den Vorteil von Gruppendiskussionen darin, dass kollektive Orientierungen in der Gruppendiskussion durch das Behaupten von eigenen Meinungen ausgehandelt werden und im Moment laufend entstehen. Argumentationslinien oder -veränderungen kommen so zum Vorschein und werden nachvollziehbar. Dabei wird die gegenseitige Beeinflussung aller Anwesenden als alltäglicher Gesprächsfaktor verstanden und gehört als realistischer Aspekt einer Diskussion mit zur Methode, die über das gleichzeitige Befragen von mehreren Personen hinausgeht (S. 582). Gegenstand der Forschung ist demnach zum einen die eigene Meinung der Teilnehmer_innen, zum anderen aber die kollektive Orientierung der Gruppe. Vogl betont weiter, dass in Gruppendiskussionen die Konversation einem alltäglichen Gespräch ähnelt, bei dem neben dem Argumentieren auch das Erinnern und Erzählen von persönlichen Anekdoten dazu gehört. Erwünscht ist eine möglichst natürliche, offene Interaktion zwischen den Teilnehmer_innen (ebd.). Gruppendiskussionen bergen aber auch die Gefahr unvorhergesehener Gruppendynamik, sozialer Erwünschtheit, Bildung dominanter Meinungsmonopole einzelner Personen auf der einen, oder

aber schweigender Oppositionen auf der anderen Seite (Vogl, 2014, S. 582). Trotz dieser Gefahren scheint die Gruppendiskussion für die Beantwortung der Forschungsfragen eine sinnvolle Methode darzustellen, denn durch das Aufeinandertreffen von eigenen Meinungen, kollektiver Orientierung und der Nähe zum alltäglichen Gespräch kann der Aushandlungsprozess zu kollektiver Identität sichtbar gemacht werden. Das Gelingen dieses Vorhabens hängt aber von guter Planung ab. Vogl betont, dass das Forschungsdesign zwar ein Höchstmass an Flexibilität aufweisen soll, dieses jedoch keineswegs auf Beliebigkeit hinauslaufen darf (Vogl, 2014, S. 583).

Sampling und Feldzugang

Für die Gruppendiskussionen sind Sampling und Akquirierung der Teilnehmer_innen sorgfältig zu planende Schritte (ebd.). Sampling wird von Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2014) als das Auswahlverfahren einer zu untersuchenden Stichprobe von Personen, die eine bestimmte Gruppe mit einer Grundgemeinsamkeit repräsentieren, beschrieben. Dazu erläutern sie verschiedene Verfahren nach bestimmten Regeln, wie dieses Sampling vorgenommen werden kann (S. 178).

Zunächst wurden für die hier beschriebenen Gruppendiskussionen bestimmte Kriterien für ein Sampling vorab festgelegt. Der Ausgangspunkt bei der Gruppenzusammensetzung mit dieser Art von Sampling ist die Repräsentativität in Bezug auf die Strukturelemente bzw. die sozialstrukturellen Merkmale der zu erforschenden Population (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 184).

In den Diskussionsrunden sollen idealerweise die Meinungen aller im Akronym *LGBTIQ** repräsentierten Gruppen von Menschen vertreten sein. So können Gruppen von bestenfalls 6 Personen entstehen, was Vogl (2014) als eine geeignete Gruppengrösse betrachtet (S. 584). Das erwünschte gemeinsame Merkmal aller Teilnehmenden ist also die Identifikation mit einem oder mehreren der Schirmbegriffe, die im Akronym *LGBTIQ** aufgeführt sind. Dazu gehören auch Personen, die sich zwar aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität mit einem der Begriffe identifizieren könnten, eine Identifikation mit dem Akronym für sich aber ablehnen. Die grosse Schwierigkeit liegt darin, diese Menschen anzusprechen und für die Diskussionsrunde zu gewinnen. Damit eine spannende Diskussion und ein reges Argumentieren entstehen kann, soll es sich bei den Gruppenteilnehmenden nicht um eine Realgruppe (ebd.) handeln, deren Mitglieder sich untereinander bereits kennen.

Eine Beschränkung auf Teilnehmer_innen aus Zürich und Bern wurde vorgenommen, wodurch die Organisation vereinfacht wurde. Zürich und Bern erscheinen sowohl als Einzugs- als auch Durchführungsort für die Diskussionsrunden sinnvoll, da es in beiden Städten aktive *LGBTIQ**-Organisationen – und somit auch Individuen, die dem Teilnahmekriterium entsprechen – gibt. Obwohl zwei Gruppendiskussionen weniger sind als die ideale Anzahl von drei bis fünf Gruppen, wie sie von Vogl (2014, S. 584) beschrieben wird, konnten nicht mehr Diskussionsrunden durchgeführt werden, da der Aufwand für eine dritte den Rahmen dieser Bachelorarbeit gesprengt hätte. Andere Auswahlkriterien hängen von den weiteren Samplingtechniken ab, die für diese Forschungsarbeit kombiniert wurden. Dass sich verschiedene Samplingverfahren ergänzen, wird von Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014) als sinnvoll betrachtet (S. 186).

Da für die geplanten Gruppendiskussionen die Auswahl voll und ganz von der Partizipationsbereitschaft der Teilnehmer_innen abhängig war, spielte das Sampling durch Selbstaktivierung, wobei Interessierte mit Flyern (siehe Anhang A), Inseraten oder Aushängen angeworben werden, eine zentrale Rolle (Metzger, ohne Datum, S. 2). Mit der Anfrage bei *LGBTIQ**-Organisationen aus Zürich und Bern, den vorbereiteten Flyer in ihren Netzwerken zu streuen, erfolgte ein Sampling durch Gatekeeper. Das bedeutet, dass der Zugang ins Feld über eine Person, die über Expert_innenwissen zum entsprechenden Feld verfügt, eröffnet wird (Metzger, ohne Datum, S. 2). Potentielle Teilnehmer_innen, die nicht in diesen Netzwerken verkehren, blieben aber dabei unerreicht. Aus diesem Grund wurde der Flyer zudem nach dem Schneeballprinzip über Privatpersonen gestreut, die ihn wiederum privat weiterleiteten. Da nicht damit zu rechnen war, dass sich bei einem so persönlichen Thema eine unüberschaubare Anzahl Personen auf die Ausschreibung melden würde, konnten nicht viele weitere Kriterien für das Sampling angefügt werden. Sowohl Alter als auch Herkunft sind Aspekte, die im Sampling zwar nicht berücksichtigt werden konnten, die aber dennoch Auswirkungen auf die Ergebnisse haben. Von den Personen, die sich auf die Ausschreibung für die Gruppendiskussionen gemeldet hatten, kam das Sample von zwei Gruppen à jeweils sieben und vier Personen wie in den Tabellen 1 und 2 dargestellt zustande. Die Tabellen sind eine Zusammenstellung der persönlichen Angaben der Teilnehmer_innen, die unverändert aus den Anmeldeformularen übernommen wurden.

Gruppe 1

REPRÄSENTIERTE BUCHSTABEN	SELBSTBESCHREIBUNG
B	bisexuell, pansexuell
G und Q	gay, queer, trans
Q*	ohne Label
L	hat eine Freundin / lesbisch
Q	queer
B	bisexuell
T	queer, non-binär, trans

Tabelle 1: Forschungsgruppe 1. Eigene Tabelle.

Gruppe 2

REPRÄSENTIERTE BUCHSTABEN	SELBSTBESCHREIBUNG
B	bisexuell
G und Q	schwuler cis-Mann*, queer
L	lesbisch / bisexuell
T und L	Transfrau und lesbisch

Tabelle 2: Forschungsgruppe 2. Eigene Tabelle.

Für die Repräsentation der Gruppe der Inter*Menschen blieb die Akquirierung erfolglos. Da aber ein Mailkontakt mit einer Person einer Intersex-Organisation entstanden ist, sind trotzdem Informationen gewonnen worden, die zum Ergebnis der Forschung beitragen. Für die Darstellung der Ergebnisse wurden alle Personen anonymisiert und Zitationsangaben nur anhand von Zeilenangaben des Transkripts gemacht. Rückschlüsse auf die Repräsentation der Personen zum jeweiligen Buchstaben werden, falls nötig, angeführt. Die Selbstbeschreibung der Personen ist im weiteren Verlauf nicht mehr von grosser Bedeutung, ausser dass sie die Vielfältigkeit des Samples zeigen sollen.

Datenerhebung

Nebst der Planung ist auch die Erhebungssituation selbst massgebend für das Gelingen der Gruppendiskussionen (Vogl, 2014, S.583). Nach Ralf Bohnsack und Aglaja Przyborski (2009) muss ein Setting geschaffen werden, in dem sich die Diskussion entlang ihrer Eigenstrukturiertheit prozesshaft entfalten kann (S. 499). Als Rahmen für die Diskussion und als Orientierung für die Moderation wurde, wie von Vogl (2014) empfohlen, ein Leitfaden (siehe Anhang B) mit wenigen Grobthemen erstellt, der ähnlich einem Trichter immer mehr ins Detail geht (S. 585). Dabei wurde darauf geachtet, dass eine Selbstläufigkeit in der Diskussion möglich wurde, damit die Gruppe gewisse Schwerpunkte selbständig finden konnte (Bohnsack & Przyborski, 2009, S. 498). In den beiden zweistündigen Diskussionsrunden diente der Leitfaden aufgrund der aktiven Beteiligung der Diskutierenden nur als sehr flexibel zu handhabendes Hilfsmittel. Aspekte der Forschungsfragen gerieten teilweise ohne Input der Moderation in den Fokus der Diskussion. Die Gruppendiskussionen fanden jeweils in neutralen, geschlossenen Räumen in der Stadt statt, wo die Gespräche ungestört durchgeführt werden konnten. Die Forschungsdaten wurden sowohl mittels Bild- als auch Tonaufzeichnungen erfasst und für die anschliessende Transkription aufbereitet und reproduzierbar gemacht.

Datenanalyse

Für die Analyse der Daten wurde die Cut-and-Paste-Technik angewandt. Diese wird im Zusammenhang mit Gruppendiskussionen von Siegfried Lamnek (2005) beschrieben. Bei der Cut-and-Paste-Technik, die als unkomplizierte und schnelle Methode gilt, werden die relevanten Textstellen anhand von Kodiereinheiten in ein Kategoriensystem eingeordnet (S. 183ff). Die Kategorien wurden mittels der Struktur gewählt, die sich induktiv aus dem inhaltlichen Vergleich beider Gruppendiskussionen und anhand der direkt nach den Gruppendiskussionen vorgenommenen Zusammenfassungen sowie der festgestellten Muster in den Transkripten ausarbeiten liess. Das Erstellen des Kategoriensystems sowie die entsprechende Zuordnung der Transkriptstellen erfolgen bei dieser Methode, wie Lamnek beschreibt, nach subjektivem Selektionsverfahren der forschenden Person (ebd.). Tabelle 3 zeigt die Kategorien mit ihren Subkategorien, den Schlagwörtern und Faktoren, die das Zuordnen der Textstellen erleichterten.

Kategorie 1: Individuelle Lebensweise

In dieser Kategorie wurden alle Aussagen zugeordnet, die über das persönliche Leben der Teilnehmer_innen Auskunft geben. Dies ist so zu verstehen, dass diese Kategorie alles umfasst, was auf die alltäglichen Lebenspraxen der Personen abzielt und sie als Individuum ins Zentrum stellt. Mit der von Haunss (2011b) gemachten Unterscheidung von kollektiven Identitäten lässt sich aufzeigen, dass in dieser ersten Kategorie der individuellen Lebensweise sowohl Aussagen über individuelle Identität als auch über Gruppenidentität, die sich stark an den Lebenspraxen von Personen orientiert, zusammengefasst werden können (S.44).

Kategorie 2: *Community* als soziale Bewegung

In den Diskussionen wurde die Unterscheidung zwischen Kategorie 1: *Individuelle Lebensweise* und Kategorie 2: *Community als soziale Bewegung* explizit vorgenommen, wobei letzteres im Gespräch den Titel *institutionelle Community* erhalten hatte. Unter Beizug der Theorien zu kollektiven Identitäten wird klar, dass das in dieser Kategorie diskutierte Gefühl von kollektiver Identität, welches über gemeinsame politische Ziele definiert ist und somit das Kollektive und nicht das Individuum in den Fokus rückt, als Bewegungsidentität bezeichnet werden kann (ebd.). Die Umwandlung des Titels dieser Kategorie zu *Community als soziale Bewegung* erscheint für den weiteren Verlauf der Analyse als sinnvoll.

Kategorie 3: Gesellschaftlicher Rahmen

In der dritten Kategorie wurden Aussagen über die Gesellschaft als Rahmenbedingungen der historischen Fortschritte und aktuellen Hindernisse zusammengefasst.

Kategorie 4: Professionelle Arbeit

Die vierte Kategorie erfasst alles, was zu professioneller Arbeit sowohl innerhalb als auch ausserhalb der *Community* genannt wurde.

Kategorien	Subkategorien	Schlagwörter / Faktoren
Individuelle Lebensweise	Persönliches Empfinden und Lebenspraxen im Bezug auf die <i>LGBTIQ*-Community</i>	Eigene Gruppe Eigene Identität Intimes Wir-Gefühl Eigene Zugehörigkeit
	Wir-Gefühl als Gruppenidentität	Enge Bezugspersonen Freund_innenschaften Verbindung durch Gemeinsamkeit und persönliches Vertrauen
	Eigene Beziehung zu Begriffen und Definitionen	Gebrauch und Bewertung von Akronymen Labels Gebrauch und Bewertung von <i>queer</i> Gebrauch und Bewertung von <i>Community</i> Identitätspolitische Ansätze
	Eigene Beziehung zu Szenen & Safe-Spaces	Inter*- <i>Community</i> Lesben-Szene <i>Queer-Community</i> Schwulen-Szene Trans*-Szene Identitätspolitik und Aktivismus in Szenen
Community als soziale Bewegung	Argumente für eine grosse Community	Politisches Engagement, Forderungen, Anliegen Community-Institutionen, Netzwerk Internet-Community Kampf um <i>LGBTIQ*-Rechte</i> Eigenschaften der <i>Community</i> Sichtbarkeit Solidarität, Zusammenarbeit
	Wir- Gefühl als Bewegungsidentität	Gemeinsames Ziel, Überzeugungen Gemeinsam gegen Heteronormativität
	Argumente gegen eine grosse <i>Community</i>	Abgrenzung von einander Fehlende gegenseitige Unterstützung und Solidarität Umbruch in der <i>Community</i> Generationenwechsel Unterscheidungen von Anliegen
	Interner Ausschluss und Diskriminierung	Erklärungsnot untereinander Definitionsdruck untereinander Problem der Intersektionalität Diskriminierung an <i>LGBTIQ*-Events</i>
	Verhältnis zu Cis-Personen und Heterosexuellen	Cis-heterosexuelle Allies Ausschluss von Cis-Heterosexuellen Solidarität mit Cis-Heterosexuellen
Gesellschaftlicher Rahmen	Schwierigkeiten in der Gesellschaft	Fehlendes Wissen Heteronormativität in der Gesellschaft Heteronormative Sozialisierung Kategorien
	Gesellschaftliche Veränderung	Digitalisierung Gleichstellungsbewegungen Generationenwandel
Professionelle Arbeit	Professionelle Arbeit	Fachpersonen Peer-Beratung Professionelle Arbeit Soziale Arbeit Interdisziplinäre Arbeit

Tabelle 3: System der Analyse kategorien. Eigene Tabelle.

5. DARSTELLUNG DER FORSCHUNGSERGEBNISSE

Anhand der Subkapitel des Kategoriensystems werden in diesem Kapitel die Ergebnisse aus der Analyse der Transkripte präsentiert. Die vier Unterkapitel, die das Kapitel gliedern, entsprechen den übergreifenden Analysekatoren. Die Aussagen aus den Gruppendiskussionen wurden zusammengefasst, paraphrasiert oder wörtlich zitiert. Zitierte (und aus dem Dialekt übersetzte) Aussagen wurden mit der entsprechenden Zeile im Transkript vermerkt.

5.1 INDIVIDUELLE LEBENSWEISE

Persönliches Empfinden und Lebenspraxen

Das persönliche Empfinden bezüglich einer *LGBTIQ*-Community* und die Bedeutung davon in den jeweiligen Lebenspraxen zeigte sich als sehr unterschiedlich. Während es Stimmen gab, die sich klar gegen die Existenz von so etwas wie einer *LGBTIQ*-Community* aussprachen, gibt es auch Personen, denen die *Community* als Gruppe von Gleichgesinnten persönlich enorm wichtig ist. Entsprechend unterscheiden sich die Lebenspraxen, wobei die einen entweder im Internet oder in Gruppierungen aktiv sind, andere damit hingegen überhaupt nicht in Berührung kommen. Mehrere Personen fühlen sich zwar persönlich nicht zugehörig, erachten die *Community* aber trotzdem als wichtig für die Sichtbarkeit und den Kampf für eine gesellschaftliche Veränderung. Eine fehlende Zugehörigkeit hält aber nicht alle Personen davon ab, sich für die *Community* einzusetzen. Mehrfach wurde betont, dass dies auch bedeutet, Allianzen zu bilden und sich für die Anliegen Anderer einzusetzen, die einen selbst nicht zwingend direkt betreffen. Von mehreren Personen, die sich selber als *queer* bezeichnen, wurde aber beschrieben, dass sie sich nicht zu einer *Community* zugehörig fühlen, die klare Zugehörigkeitskriterien aufweist:

Ich habe immer wieder das Gefühl, ich würde gerne dazugehören, aber ich möchte mich auch nicht festlegen und zu jener Gruppe gehen oder da meine Community haben (. . .), weil Teil von einer Community zu sein heisst: 'Wie identifizierst du dich, Was ist dein Label?' Und dann musst du dich benennen, um zu sagen: 'Ich bin ein Teil von euch'. (206)

Einzelne haben beschrieben, dass sie im kleinen Rahmen ihre eigene *Community* haben, was aber mehrfach eher als Freundeskreis empfunden wird. Dabei ist nicht die sexuelle und geschlechtliche Identität – die viele sowieso als sich mit der Zeit verändernd wahrnehmen – relevant, sondern das gegenseitige Verständnis, die uneingeschränkte Akzeptanz und eine geteilte

Lebenshaltung. Für andere ist wiederum die Zugehörigkeit zu einer *Community* bezeichnend für das eigene Selbstverständnis:

Ich habe so realisiert, dass ich trans bin, weil ich in die Trans*-Community reingekommen bin und dachte: 'wow ich fühle mich hier total zugehörig'. Ich empfand es nie als 'ich bin trans*', sondern vielmehr als 'ich gehöre zur Trans*-Community und ich kann mich mit den Erfahrungen, welche diese Menschen machen, identifizieren'. (282)*

Thematisiert wurden auch Szenen-Partys, sowohl von heute als auch von vor mehreren Jahrzehnten. Die einen schätzen die teilweise als sehr stark wahrgenommene Abgrenzung unter den verschiedenen Szenen, während dies für andere ein Grund ist, nicht dorthin zu gehen.

Eigene Beziehung zu Begriffen und Definitionen

In den Gruppendiskussionen ist jeweils klar geworden, dass Sprache und Begrifflichkeiten eine Herausforderung bilden. Genannt wurden jeweils sowohl Vorteile und die Notwendigkeit von Definitionen als auch deren Nachteile und Gefahren. Ein Argument für die Notwendigkeit von Begriffen war, dass «die Leute untereinander sich auch finden [müssen]. Deshalb braucht es einen Begriff. Damit man diese Gemeinsamkeit hat» (842). In diesem Zusammenhang fiel das Wort *Sichtbarkeit*. Um Sichtbarkeit zu erlangen, seien Begriffe, welche die Gemeinsamkeiten benennen, unabdingbar. Das Wort *Community* wurde häufig sowohl im Singular als auch im Plural genannt. Definitionen über die eigene Person werden von fast allen Teilnehmer_innen als etwas durchwegs Einschränkendes erlebt. Dies würden sie nur machen, damit die Mitmenschen sie einordnen können. In der Vorstellungsrunde kam mehrmals der Ausdruck «der Einfachheit halber sage ich, ich sei...» vor.

Der Begriff *queer* wurde in verschiedenen Kontexten verwendet. Eine Person hat ihre Haltung als *queer* beschrieben, andere fanden, es sei eher ein Modewort und sie identifizieren sich damit nicht. Viele haben sich auf die Funktion von *queer* als Schirmbegriff für alle Menschen des *LGBTIQ**-Spektrums bezogen: «Ich versuche, wenn es geht, den Begriff *queer* als Oberbegriff zu verwenden und sonst verwende ich auch *LGBTIQ**» (809). Eine Person erklärte, dass «der Einfachheit halber, zumindest für mich selber, damit ich mir nicht selber Druck mache, mich definieren zu müssen, sage ich jetzt einfach, ich bin *queer*» (31). Da aber mit dem Wort *queer* die einzelnen Begriffe verschwinden, so wurde argumentiert, werde die Bezeichnung zum Teil auch innerhalb der *Community* abgelehnt.

In Bezug auf Akronyme und Oberbegriffe wurde diskutiert, dass diese einerseits alles einschliessen wollen, andererseits wiederum nicht klar ist, wer genau gemeint sei. Die meisten Teilnehmer_innen verwenden unterschiedliche Akronyme oder lehnen diese auch bewusst ab. Genannt wurden die Akronyme *LGB*, *LGBT*, *LGBTQ*, *LGBTIQ**, *LGBTIQ+*, *LGBTQIA+*. Erwähnt wurde aber auch, dass Akronyme ein Produkt des westlichen Kulturkreises sind und in anderen Regionen der Welt abgelehnt werden. Angemerkt wurde auch, dass in Deutschland andere Buchstaben kombiniert werden. Da es aber gerade Ziel der Akronyme sei, den gemeinsamen Kampf gegen gesellschaftliche Unzulänglichkeiten sichtbar zu machen, wurde betont, dass es die verschiedenen Buchstaben als Akronym braucht. Innerhalb gewissen Szenen, wie zum Beispiel der Lesben- oder Schwulenszene, sei die Verwendung von Akronymen nicht Standard. Einige Personen fühlen sich vom Akronym *LGBTQIA+* repräsentiert und andere finden es wichtig, dass in einem Akronym nur jene Buchstaben benannt werden sollen, die auch wirklich angesprochen sind. Denn «nur weil es mehr Buchstaben sind, heisst es noch lange nicht, dass es besser ist» (812).

In beiden Diskussionen wurde auch darüber gesprochen, dass aktuell durch die junge Generation, die eine neue Sprache spreche und andere Definitionen vornehme, ein Umbruch in der *Community* stattfindet. Labels wurden im Allgemeinen kritisch diskutiert. Während eine Person betonte, dass ihr Labels die Partnerinnensuche erleichtern, sagte jemand anderes, dass sie Begriffe deshalb hinterfragen will, um nicht in Schwarz und Weiss zu denken. Eine andere Person erklärte, dass sie Labels zu umgehen versucht, indem sie sagt, sie fühle sich mehrheitlich zu Frauen hingezogen, anstatt zu sagen, sie sei lesbisch. Mehrfach wurde betont, dass Definitionen immer Ausschlusskriterien definieren.

Wir-Gefühl als Gruppenidentität

In Abgrenzung zur «grossen Community» sprachen mehrere Teilnehmer_innen von ihrer eigenen *Community* im Sinne eines Freundeskreises, in dem sie ein Wir-Gefühl empfinden. Dies wurde meist als kleine Gruppe von Menschen beschrieben, «die es einfach verstehen, ohne dass ich etwas erklären muss, aber die einfach verstehen, wer ich bin und die einfach das Feingefühl haben, genau so mit mir umzugehen und mich genau so reflektieren wie ich mich selber sehe» (138). Dass solche Gruppierungen mit einem starken Wir-Gefühl innerhalb einer Szene agieren, wurde als Möglichkeit erwähnt, aber nicht als Regel. Mehreren Personen bekundeten eine grosse Verbundenheit mit der Tumblr- und Youtube-*Community*, welcher mehrfach eine grosse

Bedeutung im alltäglichen Leben zugeschrieben wurde. In Bezug auf Szenen mit starkem Zusammenhalt wurde die Frage diskutiert, ob dieses Gefühl von Zusammengehörigkeit davon abhängt, wie die politische und rechtliche Situation gerade ist.

Eigene Beziehung zu Szenen und Safe-Spaces

Die Notwendigkeit von Szenen und Safe-Spaces, aber auch ihre Herausforderungen wurden in den Gruppen diskutiert. Ein mehrfach erwähntes Argument war die Bedeutung von geschützten und abgegrenzten Orten zum Unter-sich-sein für Personen, die sich in ihrem Umfeld nicht geoutet haben oder schlimme Diskriminierung erfahren. Diese Safe-Spaces sollten nicht aufgebrochen werden, insbesondere nicht von privilegierteren Menschen, die ebenso gut irgendwo anders ihren Anliegen nachgehen können. Die meisten erachteten es als wichtig, dass unter Umständen der Ausschluss bestimmter Personen – insbesondere heterosexuellen Cis-Menschen – möglich sein muss. Es wurden aber auch einige Erlebnisse geteilt, welche die Nachteile von sehr exkludierenden Szenen aufzeigten.

Man sucht ja auch das Gleiche in den Anderen. Also man fühlt sich dann näher, wenn alle gleich sind. Aber in der Szene (. . .) ist dann das Extreme, wenn man sich dann nur über genau das definiert. Wenn dann die einzige Verbindung die sexuelle Orientierung ist. (726)

Von der Schwulenszene wurde berichtet, dass eine geringe Sensibilität für die Vielfalt von Geschlechtsidentitäten vorhanden ist und deswegen trans*phobe Aussagen gemacht werden. Eine Person, die Erfahrungen in der Lesbenszene gemacht hat, nimmt diese zum Teil als intolerant wahr, weil Bisexualität nicht beliebt ist und einige lesbische Frauen dies ernsthaft etwas Schlimmes finden. Erwähnt wurde auch, dass die *queeren* Gruppen sehr radikal sein können, und dass dies schlechte Auswirkungen auf ihr Image hat:

Sie wollen liberal sein, jeder soll das machen, was er will, aber wehe, du sagst etwas gegen uns. Sehr radikal. Dadurch werden Leute von innerhalb der Community, aber auch ausserhalb abgeschreckt (. . .) Es geht um Respekt sowohl innerhalb als auch ausserhalb. (826)

Diskutiert wurde, dass auch Szenen und Safe-Spaces nie homogene Gruppen sein können, weil sich auch unter den einzelnen Buchstaben alle Individuen von einander unterscheiden. Zudem würden in solchen Gruppierungen auch immer die üblichen Gruppendynamiken entstehen, wodurch es zu Ausschlusserfahrungen kommt, die nichts mit der sexuellen Orientierung oder der Geschlechtsidentität zu tun haben.

Als Schlussfolgerung äusserten einige den Wunsch nach mehr offenen Safe-Spaces, in denen Akzeptanz und Respekt vorhanden ist, die aber für alle, bis hin zu heterosexuellen Cis-Personen zugänglich sind. Für solche Räume bräuchte es klare Verhaltensregeln.

5.2 COMMUNITY ALS SOZIALE BEWEGUNG

Argumente für eine grosse Community

In beiden Diskussionsrunden wurden verschiedene Argumentationen deutlich, welche die Existenz und die Notwendigkeit einer *LGBTIQ*-Community* bestärken. Mehrfach ausgeführt wurde die Notwendigkeit einer *Community* im Kampf gegen die gesellschaftlichen Benachteiligungen von Menschen, die nicht cis-geschlechtlich und heterosexuell sind. Argumentiert wurde, dass Akronyme gebildet werden, weil alle diese Menschen an die Grenzen der hetero-cis-normativen Gesellschaft stossen, auch wenn es unter den kleineren *Communities*, die jeweils einen einzigen Buchstaben repräsentieren, nur wenige Berührungspunkte gibt und die *Community* nicht in einer bestimmten Form verstanden werden könne. In diesem Sinne betonte eine Person, «in der *Community* aktiv [zu] sein, heisst nicht einfach etwas tun, einfach für sich selbst, sondern es heisst, sich für eine gesellschaftliche Entwicklung zu engagieren» (339). Ein Konsens entwickelte sich in Bezug auf das Argument, dass solche Kämpfe nicht von einzelnen Personen alleine geführt werden können, sondern dass erst die Masse Sichtbarkeit ermöglicht. Da aber auch zahlreiche Verunsicherungsfaktoren aufgeführt wurden, wurde bemerkt, dass «die verschiedenen Kämpfe, die innerhalb der *Community* geführt werden und die verschiedenen Anliegen, die aufkommen, da sein dürfen und auch da sein müssen» (582). Denn alle waren sich einig, dass es mehrere *Communities* gibt, weil es spezifische politische oder alltägliche Themen gibt, die nicht alle betreffen. Mehrere Personen argumentierten aber, dass auch innerhalb der einzelnen Buchstaben, beziehungsweise den Personengruppen, die sich mit diesem Buchstaben identifizieren, die Diversität enorm gross sei. In diesen kleineren *Communities*, aber auch darüber hinaus, gehe es darum, Gemeinsamkeiten zu betonen. Eine Person denkt sogar über die *LGBTIQ*-Community* hinaus und postulierte einen allgemeinen Zusammenschluss der Minderheiten.

*Das Bewusstsein, dass man eigentlich für oder gegen dasselbe kämpft, muss steigen, damit man sich für andere einsetzt. Es geht um patriarchale heteronormative Vorstellungen. Und da spielt es keine Rolle, ob ich schwul und cis bin, es sind dieselben Normen, die mir das Leben schwer machen, wie die, die das Leben eines trans*Menschen schwer machen.*
(744)

In beiden Gruppen entstand auch ein Konsens, dass eine Zusammengehörigkeit mit Inter*-Personen besteht, die durch die gemeinsame Abgrenzung von der cis-heterosexuellen Gesellschaft ausgemacht wird. Auch wenn die Inter*-*Community* in erster Linie für die Selbstbestimmung über und die Unversehrtheit des eigenen Körpers kämpfe, gehe es – wie auch bei vielen anderen in der *Community* – um die Kategorien *Mann* und *Frau*.

Es sind die Normen, die sagen, wie ein Frauenkörper und wie ein Männerkörper sein muss. Deshalb ist es wieder derselbe Kampf und es hat sehr viele Anknüpfungspunkte. Deshalb finde ich, [Intergeschlechtlichkeit] gehört sehr in unsere Community. Es gibt Inter-Organisationen, die sich als Teil der Community verstehen. (775)*

Argumentiert wurde weiter, dass Trans* und Inter* in Bezug auf einige politische Anliegen, wie beispielsweise der erleichterten Änderung des Personenstands, zusammenarbeiten. Es gehe alles in allem darum, «das Konstrukt [der binären Geschlechtskategorien], an dem immer noch so stark festgehalten wird, über den Haufen zu werfen» (491). Eine Person merkte an, dass die *Community* aber durchaus etwas mehr auf Inter*-Personen eingehen könnte.

Als Vorteile der *Community* wurde beschrieben, dass die Personen spüren, dass sie nicht alleine sind. In der *Community* vereinigen sich gemeinsame Bedürfnisse und Interessen. Verschiedene Stimmen äusserten sich dazu, dass über das Thema Sexualität und Geschlechtsidentität nicht mit beliebigen Personen gesprochen werden könne, sondern nur mit solchen, mit denen man entsprechende Erfahrungen teilt. *Community* wird aber auch als Netzwerk verschiedener Organisationen verstanden. Mehrfach wird auch die Internet-*Community* erwähnt, die es ermöglicht, sich mit Menschen zu vernetzen, die man ansonsten nicht treffen würde. Eine Person nannte als Beispiel für sie persönlich die Vernetzung mit Schwarzen trans* Menschen.

In den Diskussionen wurde aber auch die Tatsache aufgebracht, dass die *Community* teilweise von den Medien konstruiert wird, indem alle in denselben Topf geworfen werden. Beschrieben wurde, dass die *Community* sich dadurch bildet, dass alle, die anders sind, von der Gesellschaft ausgeschlossen werden.

Wir-Gefühl als Bewegungsidentität

Mehrere Teilnehmer_innen verwendeten in Bezug auf die Gesamtheit von Personen, die mit dem Schirmbegriff *LGBTIQ** zusammengefasst wird, konsistent Wörter wie *wir*, *uns* oder *alle*. Das *Wir* konstituiert sich für viele durch das Gefühl, dass es Menschen gibt, die für die eigenen

Interessen entstehen und «am selben Strang» ziehen. Dieses Gefühl entstehe durch das gemeinsame Unsichtbar-sein in der Gesellschaft, welche die Erwartung hegt, dass alle grundsätzlich heterosexuell und Cis-Mann oder Cis-Frau sind, bis etwas anderes ausgedrückt wird. Das Wir-Gefühl besteht aus dem gemeinsamen Entstehen für etwas.

Es muss nicht unbedingt heissen, dass alle die gleiche Identität oder was auch immer für gemeinsame Faktoren haben. Ich glaube, es ist viel mehr das Ziel, das angestrebt wird, was das 'Wir' zusammenbringt. Aus diesem Grund haben wir das LGBTQ+ als Akronym und nicht nur die einzelnen Buchstaben. Denn die Community ist zusammen gekommen, um gegen aktuelle gesellschaftliche Unzulänglichkeiten, oder auch Benachteiligung, die Menschen aus der LGBTQ+-Community erleben, aktiv zu werden. (347)

Eine andere Person ergänzte diese Aussage und erklärte: «[Es braucht] das Wir [im Sinne von] zusammen zu stehen und ein Bewusstsein dafür zu haben, dass es eine sehr grosse Diversität in dieser Community und auch schon in den einzelnen Buchstaben gibt» (275).

In den Diskussionen kristallisierte sich aber heraus, dass ein solches Wir-Gefühl nicht immer mit dem persönlichen Zugehörigkeitsgefühl mit der Community übereinstimmen muss. Es gehe mehr um den Willen, sich politisch für eine Veränderung in der Gesellschaft einzusetzen. Es wurde des Weiteren diskutiert, dass die etablierten Organisationen offen sein müssen, damit sich zum Beispiel auch Bisexuelle repräsentiert fühlen. Wenn die Hemmschwelle zu gross ist, würden sich unter Umständen nicht alle trauen, dabei zu sein und sich somit nicht zugehörig fühlen. Das *queere* Verständnis von Zugehörigkeit spüren einige auch bei den grossen Organisationen immer mehr. In der Politik werde das aber gar nicht umgesetzt und so gehe es insgeheim nur um die Anliegen von gutgestellten bürgerlichen Schwulen und Lesben.

Argumente gegen eine grosse Community

In den Diskussionen wurde deutlich, dass die Verbindung der Menschen in der Community nur aufgrund erlebter Ungerechtigkeiten entsteht. Argumentiert wurde, dass alle Menschen gleich, beziehungsweise auch in Bezug auf Sexualität oder Geschlecht alle gleichermassen ungleich sind und es – insofern alle Menschen so sein könnten, wie oder was sie sein wollen – keine LGBTQ*-Community bräuchte. So wurde herausgehoben, dass das, was als Community verstanden wird, entsteht, weil in den Medien Akronyme wie *LGBT* verwendet werden. Deutlich wird dann aber auch, dass in der Regel ausschliesslich Homosexuelle damit gemeint seien. Die Teilnehmer_innen waren sich einig, dass es in den ganzen Spektren von Sexualität und Geschlecht Personen

gibt, welche die Zugehörigkeit und die Notwendigkeit einer *Community* ablehnen. Einige schilderten, dass sie die Existenz von einer ganzen *Community* in Wirklichkeit nicht wahrnehmen.

Alle sprechen immer von einer grossen LGBTIQ-Community, aber eigentlich ist es vor allem G und ein bisschen L. In den meisten Organisationen, die sich den ganzen Buchstaben-salat auf die Fahne schreiben, sind es dann trotzdem wieder schwule Weisse cis-Männer, die im Vordergrund stehen. Das Wir finde ich gesamtheitlich betrachtet sehr schön. Gelebt wird es häufig aber nicht so. (616)*

Angemerkt wurde auch, dass sich die Inter*-*Community* teilweise klar abgrenzt und selten vertreten ist. Von einer Intersex-Organisation wurde per Mail erklärt, dass

sich die wenigsten Intersex-Menschen zu LGBT zugehörig [fühlen], auch wenn leider oft in Politik und Medien das Gegenteil suggeriert wird. In der Tat wird das I oft hinten angehängt und wir werden konstant politisch für LGBT und Genderpolitik vereinnahmt und missbraucht. (Email vom 25. Mai 2018)

Sowohl aus dem Mailkontakt mit einer Intersex-Organisation als auch in den Gruppendiskussionen wurde deutlich, dass es, im Gegensatz zu den Fragen um sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität, für Inter*Menschen um grundlegendere Themen geht.

Das zentrale Anliegen von Intersex-Menschen ist die Beendigung der Genitalverstümmelungen in Kinderkliniken. Wir werden meistens als Kleinkinder genitalverstümmelt und anderen nicht eingewilligten irreversiblen Behandlungen ausgesetzt und leiden ein Leben lang unter den schlimmen physischen und psychischen Folgen (Narben im Genitalbereich, Zerstörung der sexuellen Empfindungsfähigkeit, Trauma). Die UNO hat diese Verstümmelungen bereits 4x als schädliche Praxis, unmenschliche Behandlung und als nicht eingewilligte Humanexperimente verurteilt. Der Bundesrat findet indessen, dass die Ärzte sensibilisiert sind und nicht mehr operieren. Was leider nicht stimmt, Intersex-Kinder sind weiterhin Opfer von Genitalverstümmelung. (Email vom 25. Mai 2018)

Dennoch wurde von verschiedenen Teilnehmer_innen betont, dass eine Zusammenarbeit zwischen der Inter*- und anderen *LGBTQ*-Communities* immer wieder stattfinden würde und dass einige von ihnen Kontakt zu Inter*Personen hätten, die klar anderer Meinung seien, als aus dem Email hervorginge.

Beschrieben wurde weiter, dass Solidarität nur von unten nach oben stattfinden würde. Jemand empfindet es so, dass alle für die Homo-Ehe kämpfen, aber die Homosexuellen nicht für die

Anliegen der anderen kämpfen. Es wurden Stimmen laut, die betonten, dass viele schwule Männer in den Sparten 'Hetero', 'Homo' und 'sonst noch was' denken würden und den Dialog mit *queeren* Personen regelrecht vermeiden würden. Als von den gesellschaftlichen Normen, die bekämpft werden müssten, die Rede war, erwiderte eine Person: «Aber womöglich gibt's da noch recht einen Unterschied zwischen der *Queer-Community* und – ich weiss nicht, ob das für alle Homosexuellen so relevant ist. Es gibt ja auch Konservative» (748).

Auch die Schwierigkeit, in Lesbenorganisationen den Horizont zu erweitern, wurde angesprochen. Dass eine grosse Lesbenorganisation aktuell eine bisexuelle Präsidentin und auch eine lesbische Transfrau im Vorstand hat, sei nicht selbstverständlich. In diesem Kontext wurde ergänzt, dass es gerade Homosexuelle heute vergleichsmässig gut haben und deshalb denken: 'Wieso soll ich mich für andere einsetzen? Es geht mir ja gut'.

Es wurden weitere Erfahrungen geteilt, bei denen erlebt wurde, dass unter den verschiedenen *Communities* zwar Sympathie und Interesse füreinander, aber kein Zusammengehörigkeitsgefühl besteht.

In den Diskussionen kam des Weiteren das Thema auf, dass die junge Generation sich von der älteren abkapselt. Dabei sei zum einen das Internet und zum andern die neue Sprache und Definitionen zentral, die von einer offeneren Haltung geprägt sind. Besprochen wurde, dass in unterschiedlichen Altersgruppen das *Community*-Empfinden enorm unterschiedlich sei. Betont wurde auch, dass die Frage nach der Zusammengehörigkeit von vielen weiteren Faktoren beeinflusst wird, beispielsweise, ob Menschen gleichzeitig noch in weitere benachteiligte Kategorien fallen.

Interner Ausschluss und Diskriminierung

Die *Community* oder *Communities* wurden durchgehend als gespalten wahrgenommen. Erfahrungen von interner Diskriminierung wurden zum Beispiel an Pride-Veranstaltungen, *LGBT*-Events oder in Szene-Lokalen gemacht.

Es ist ein LGBT Event, aber eigentlich sind nur die Homosexuellen willkommen. Da habe ich gedacht: hallo! Wir sind im 21. Jahrhundert, ich dachte, wir seien weiter, doch man ist immer noch so konservativ beziehungsweise verschlossen und respektlos im Umgang miteinander in so einer Community. (65)

Viele Menschen fühlen sich ausgeschlossen, weil es als notwendig wahrgenommen wird, sich klar definieren zu müssen. Gerade für Bisexuelle, deren Diskriminierung insbesondere ausgehend von Homosexuellen in den Diskussionen ein grosses und unumstrittenes Thema war, ist das eine Schwierigkeit, weil sie auch nicht-gleichgeschlechtliche Liebe kennen. Deswegen sei es so, dass sich

sehr viele [bisexuelle] Leute vielleicht gar nicht zu einer Community zählen [wollen]. Oder die Community müsste dann einfach sehr divers sein, damit sie [eine Community, zu der sich Bisexuelle zählen wollen würden] sein kann. Du kannst beim Bi-Sein niemanden mehr ausschliessen. (305)

Von mehreren Personen wurden Erlebnisse zu trans*phoben Einstellungen von Personen innerhalb der *Communities* oder zu Situationen, in denen Bisexuelle belächelt und nicht ernstgenommen wurden, beschrieben. Innerhalb der *Communities* wurde auch ein Rechtfertigungsdruck beschrieben, wenn die Weise des Seins, des Ausdrucks oder der Handlungen einer Person nicht derjenigen der Mehrheit entspricht. Bei Abweichung bekäme man unterschwellig Nachrichten wie: «you are not trans* enough» oder «you are not bi enough» zu spüren. Ein Erklärungsversuch dafür war, dass manchmal die Rollenbilder und Kategorienmerkmale, die in der Gesellschaft herrschen, auch innerhalb der *Community* weiterbestehen.

Verhältnis zu Cis und Hetero

In den Gruppendiskussionen kamen sehr unterschiedliche Verhältnisse zu Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit ans Licht. Während die einen die Abgrenzung der hetero-cis-normativen Gesellschaft als notwendig erachten, positionierten sich andere klar gegen den Ausschluss von cis-heterosexuellen Personen. Beschrieben wurde zum Beispiel, wie sich das heteronormativ orientierte Umfeld immer mehr distanziert, weil sich die Lebenssituationen stark verändern, wenn diese dem gesellschaftlichen «Trott», mit Familiengründung und so weiter, folgen.

Insbesondere für bisexuelle Personen ist die Abgrenzung von Heterosexualität aber ein grosses Problem, weil sich diese während einer Beziehung mit einer nicht-gleichgeschlechtlichen Person als heterosexuell «abgestempelt» und somit ausgeschlossen fühlen. Auch wurde der Widerspruch erläutert, der entsteht, wenn für eine Offenheit gegenüber *allen* Menschen plädiert wird, aber gleichzeitig heterosexuelle Cis-Menschen ausgeschlossen werden. Eine Person betonte, «im Begriff *queer* sind auch heteronormativ Lebende miteinbezogen. An die wird auch nicht gedacht» (822). So erhoben sich auch Stimmen dafür, dass cis-heterosexuelle Personen durchaus auch Teil der *Community* sein können, wenn sie sich für dieselben Anliegen engagieren. Denn

wenn es ums Politische geht, spielen alle, die «am selben Strang» ziehen, eine wichtige Rolle und cis-heterosexuelle Allies sollten nicht belächelt werden.

5.3 GESELLSCHAFTLICHER RAHMEN

Gesellschaftliche Veränderung

In den Gruppendiskussionen herrschte Einigkeit darüber, dass *LGBTIQ** immer auch etwas mit der Gesellschaft zu tun hat. Während eine Person erzählte, wie sich eigene Einstellungen innerhalb von 25 Jahren stark verändern können, wurden auch die gesellschaftlichen Veränderungen beleuchtet, welche die aktuelle Situation prägen. So wurden zum Beispiel die Errungenschaften aus der Bürgerrechtsbewegung in den USA, der Feminismus und das Aufkommen von *queeren* Ideen erwähnt. Es wurde besprochen, dass mit dem öffentlichen Auftreten von *Communities* bereits sehr viel erreicht werden konnte.

Es hat sich schon verändert (. . .) durch die vielen, vielen Communities, die entstehen und sagen: 'wir sind so wie wir sind, akzeptiert uns wie wir sind und versucht uns nicht zu ändern. Wir sind jetzt einfach da. Wir sind nicht anders als ihr. (. . .) Wir identifizieren uns nicht wie ihr, aber im Grunde genommen sind wir alle gleich. (418)

Es wurde aber ausdifferenziert, dass die gesellschaftliche Akzeptanz, gerade wenn es um Liebe ginge, extrem gewachsen sei. Ein Bewusstsein für «love is love» sei in der Schweiz weit verbreitet. Ein Problem stellen aber weiterhin die weiterführenden Themen, wie Ehe, Kinder, Adoption oder Renten für Verwitwete dar.

Veränderungen in der Gesellschaft zu erkämpfen wurde als Kernanliegen der *Community* beschrieben. Argumentiert wurde weiter, dass es für Veränderungen in einem gewissen Masse radikalen Aktivismus brauche.

Schwierigkeiten in der Gesellschaft

Als sehr grosses Hindernis wurde das starke Kategoriendenken in der Gesellschaft und der enorme Druck, diesen Vorstellungen von Kategorien entsprechen zu müssen, empfunden. Insbesondere Menschen, die nicht in die binären Strukturen der Geschlechter passen, müssen immer Kompromisse eingehen und werden in eine Rolle gedrängt, der sie selber nicht entsprechen können. Die binäre Struktur von Cis-Frau und Cis-Mann und die als 'normal' dargestellte Hete-

rosexualität wurde als sehr starres und fest in den Köpfen der Leute verankertes Muster beschrieben: «Gewisse Menschen denken unterbewusst: ich bin ein Mann und ich liebe eine Frau. Und die sind in diesem Muster und wissen gar nicht, dass sie dort auch rausgehen könnten» (260). Aufgezeigt wurde auch, dass nicht entsprechend informierte Personen sofort nach der Sexualität einer nicht cis-geschlechtlichen Person fragen, weil eine Verwirrung der Geschlechterkategorien oft automatisch eine Verwirrung bezüglich Sexueller Orientierung auslöst. Betont wurde diesbezüglich, dass alles was von der cis-heteronormativen Regel abweicht, unter einen Hut geschoben werde, ohne zwischen sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität zu differenzieren. In Bezug auf Geschlecht, Trans* und Inter* wird eine grosse Unwissenheit, wenig Aufklärung und somit auch viel Unsicherheit in der Gesellschaft wahrgenommen.

5.4 PROFESSIONELLE ARBEIT

In den *Communities* werden insbesondere Beratungsstellen und Fachstellen, die Informationen bereitstellen, als wichtige Anlaufstellen beschrieben. Betont wurde aber: «Der Peer-Ansatz ist eine sehr wertvolle Ressource und dafür braucht es keine Ausbildung, da wirst du Experte durch Selbsterfahrung» (891). Als wünschenswert beschrieben wurde interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Medizin, Psychologie, Sozialarbeit und auch schulischer Bildung. Für Fachstellen oder Projekte wurde die Notwendigkeit staatlicher Finanzierung aufgezeigt. Bei Fachstellen sei es nebst dem Austausch von Erfahrungen wichtig, dass auch Personen abgeholt werden können, die noch im Selbstfindungsprozess sind und noch nicht wissen, wohin oder in welche *Community* sie gehören.

6. DISKUSSION DER FORSCHUNGSERGEBNISSE

Die Forschungsergebnisse werden in diesem Kapitel anhand der in Kapitel 2 und 3 eingeleiteten Theorien diskutiert und interpretiert. Dank den ausführlichen Diskussionsbeiträgen konnten interessante Bezüge zu den Theorien gemacht werden, wobei eine eingehende Erörterung nun auf das Wichtigste beschränkt werden muss. Die Struktur dieses Kapitels orientiert sich an den Hauptkriterien der Analyse.

Individuelle Lebensweise

In den Gruppendiskussionen zeigte sich auf eindrückliche Art und Weise, dass die Konflikte, die im akademisch-theoretischen Diskurs abgehandelt werden, im persönlichen Alltag der Teilnehmer_innen widerspiegelt werden. Der Widerspruch zwischen einer *queeren* Vermeidung von identitätszuschreibenden Definitionen und identitätspolitischer Betonung von Unterscheidungen wurde sowohl in Bezug auf das eigene Zugehörigkeitsempfinden, auf den Grad an Beteiligung an Aktivitäten und auf den individuellen Sprachgebrauch deutlich. So unterschied sich die Sprache einzelner Teilnehmer_innen stark voneinander. Einzelne beherrschen eine vielfältige, reflektierte und durchwegs kreative Sprache, die erfolgreich versucht, dem *queeren* Anspruch der Auflösung identitätsorientierter Kategorien gerecht zu werden. Es sind dieselben Personen, welche die Notwendigkeit des solidarischen Zusammenschlusses postulieren, um den heteronormativen Imperativ zu durchbrechen. Dass im Rahmen der Gruppendiskussionen viel Sprachreflexion entstanden ist, widerspiegelt wiederum den Einfluss der *Queer Theory* und den poststrukturalistischen Ansätzen, wodurch die Macht von und in der Sprache ernst genommen wird. Die Differenziertheit in der Verwendung von Begriffen zeigt ein Bewusstsein dafür, dass, wie dies Baker und Scheele (2018) auf den Punkt bringen, «*durch Sprache ein bestimmtes 'Wissen' über Sexualität, Geschlecht und Identität (re)produziert wird*» (S.103). Die Akronyme und die Benennung der *Communities* erfüllen in diesem Sinne eine wohlüberlegte strategische Funktion und drücken eine kollektive Bewegungsidentität aus, die an den Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung gekoppelt ist.

Ein *queeres* Vokabular und ausdifferenzierte Akronyme verwenden aber keineswegs alle Teilnehmer_innen. Vor allem in Bezug auf persönliche Schwierigkeiten und Erlebnissen von Diskriminierung wird die Bedeutung der Benennung der konkreten zur Benachteiligung führenden Gemeinsamkeit deutlich. Eine solche starke Orientierung an geteilten Erfahrungen und ähnlichen Lebenspraxen weist auf eine Gruppenidentität hin, wie sie in Szenen erlebt wird. Der *LGBTIQ*-Community* als Ganzes kommt dabei keine zentrale Bedeutung zu. Entsprechend ist von der Lesbenszene, der *Trans*-Community*, der *Inter*-Community*, der Schwulenszene und der *Queer-Community* die Rede, die in erster Linie durch Solidarität und Gemeinsamkeit untereinander bestehen, sich aber teilweise stark voneinander abgrenzen. Hier ist unter Berücksichtigung der E-Mail der Intersex-Organisation zu beachten, dass in der Diskussionsrunde keine Person als Vertretung der *Inter*-Community* anwesend war. Analog zur theoretischen Diskussion wurde die Spannung zwischen identitätsbetonenden Gruppen und *queeren* Gruppen deutlich, wobei

letzteren der Widerspruch zwischen Zugehörigkeitskriterien und *queerer* Identitätskritik vorgeworfen wird. Da sich Szenen laut Haunss (2011b, S. 44) ausserdem durch gemeinsame Orte, an denen sich die Menschen treffen, definieren, wird in diesem Kontext der Zusammenhang zu Safe-Spaces verständlich. Insbesondere in Bezug auf Safe-Spaces, wo das Bedürfnis nach Gleichgesinnten gross ist, wurde der Aushandlungsprozess von Zugehörigkeitskriterien und Ausschlussverfahren deutlich, der, wie Haunss (2011a) aufzeigt, immer neu aufgegriffen werden muss und auch wird (S. 37).

Sowohl zum Begriff *Community*, oder auch im Plural *Communities*, dem vielfältigen Wort *queer*, als auch zu den unterschiedlichen Akronymen, entstanden aus den Gruppendiskussionen keine allgemeingültigen Gebrauchsanweisungen. Vielmehr manifestierte sich ein Unbehagen, was sprachliche Differenzierungen, Inklusion oder Exklusion durch Sprache anbelangt. Im Alltag der Teilnehmer_innen ist kein einheitliches Gefühl von Verbindung und Zusammengehörigkeit vorhanden und es zeichnete sich auch keine Korrelation zwischen dem Grad des Zusammengehörigkeitsgefühls und der repräsentierten Liebes- und Lebensweise ab. Das empfundene Wir-Gefühl im engen Umkreis der Personen konstituiert sich vielmehr als Netzwerk von persönlichen Beziehungen, wie es Formby (2017, S. 7f) beschreibt. Entgehend durch ein persönliches Commitment und basierend auf gegenseitigem Verständnis, Vertrauen und Zusammenhalt zeigten sich diese persönlichen *Communities* aber als unabhängig von sexueller oder geschlechtlicher Identität. Gruppenidentität als verschieden von Bewegungsidentität, wie sie Haunss (2011b, S.44) anhand von bewegungsnahen Szenen beschreibt, spielt für die Teilnehmer_innen zwar eine zentrale Rolle, muss aber nicht nur als kollektive Identität in einer Szene gedacht werden, sondern auch als Wir-Gefühl innerhalb eines Freundeskreises. Aufgestellt wurde die These, dass sich Menschen viel eher in Szenen bewegen, je schlechter sich die politische und rechtliche Situation darstellt. Aktuell erhalten im Alltag einiger Teilnehmer_innen vielmehr die Netzwerke im Internet in den von Formby (2017, S. 9) beschriebenen virtuellen *Communities* eine hohe persönliche Bedeutung.

Community als soziale Bewegung

Der Name dieser Kategorie entstand innerhalb einer Gruppendiskussion, in der zwischen persönlichem Umfeld mit einem Wir-Gefühl im Sinne einer von Haunss (2011b, S. 44) beschriebenen Gruppenidentität und der *Community* im institutionalisierten Rahmen unterschieden wurde. Da sich aus den Beschreibungen in den Gruppendiskussionen herausstellte, dass es bei

diesem Denken von *Community* nicht um Lebenspraxen, sondern um gemeinsame Ziele, Überzeugungen und die Bereitschaft zu politischem Engagement handelt, passt der Vergleich mit der Bewegungsidentität von sozialen Bewegungen (ebd.). Die *Community* wird in diesem Sinne als Gefäss von gebündelten Kräften gegen die heteronormativen Strukturen beschrieben. Das Streben nach einer Veränderung in der Gesellschaft, wodurch sich soziale Bewegungen charakterisieren, soll nicht daran gemessen werden, *wofür* gekämpft wird, sondern daran, dass *gegen* dasselbe gekämpft wird. Solidarität entsteht in diesem Gruppenprozess gemäss Purtschert und Meyer (2010) eben genau nicht durch Solidarisierung *für sich* als Gruppe, sondern es ist eine solidarische politische Haltung *gegen* etwas (S. 139). In den Gruppendiskussionen wurde betont, dass es aus dieser Perspektive nicht darum geht, dass in der *Community* alle möglichst gleich sind, und möglichst dieselben Erfahrungen gemacht haben müssen, sondern dass das gemeinsame Ziel, welches indes über die gesellschaftliche *Gleichstellung* hinaus geht, die Verbindung zum gemeinsamen *Wir* ausmacht. Purtschert und Meyer stimmen dem zu und zeigen auf, dass interne Diversität keinen hemmenden Faktor bildet, «wenn das Interesse an der Erkenntnis und Veränderung eines ungerechten gesellschaftlichen Systems geteilt wird. Dazu gehört auch der gemeinsame Wille, sich nicht auf Nebenschauplätze abdrängen zu lassen, um dort die Kämpfe zwischen Marginalisierten auszufechten, welche die hegemoniale Ordnung selber unberührt lassen» (ebd.).

Dass *Community* in diesem Sinne von einigen als etwas nicht real Existierendes empfunden und somit verneint und abgelehnt wird, wird mit dem von Formby (2017, S.6) beschriebenen Verständnis einer imaginären *Community*, bei dem sich das *Wir*-Gefühl durch den Glauben an gemeinsame Überzeugungen in den Köpfen der Personen ausdrückt, verständlich. Denjenigen, die sich eine andere, viel realere, vielleicht lokal orientierte oder freundschaftliche *Community* vorstellen, kann eine grosse, Alle vereinenden *LGBTIQ*-Community* nicht gerecht werden. Genauere Informationen darüber, wieso sich insbesondere Inter*-Personen, die in der Gruppendiskussion nicht vertreten waren, zum Teil nicht zugehörig fühlen, fehlen in dieser Betrachtung. In Anlehnung an die imaginären *Communities* begrüsst Hark (2017) die Vorstellung davon, dass Koalitionen aufgrund aktiver Vorstellungskraft gedacht werden müssen. Sie äussert den Wunsch, dass eine Verbindung von Menschen entsteht, die «nicht länger bereit sind, die Welt so hinzunehmen, wie sie ist, sondern imaginieren, wie sie sein könnte» (S.16). Notwendig seien *queere* Bündnisse, die «gemeinsam eine neue Welt wagen – im vielleicht auch nur intuitiven Wissen darum, dass kulturelle und symbolische Normen, soziale Gebräuche und repressive Institutionen weder naturgegeben noch unveränderbar sind» (ebd.). Als folgerichtig erscheinen die Aussagen

von Teilnehmer_innen, dass der Begriff *queer* durchaus auch cis-heterosexuelle Menschen einbezieht, und dass diese, wenn sie sich für dieselben Veränderungen in der Gesellschaft einsetzen, einen wertvollen Teil der *Community* als Allies ausmachen.

Aus dieser zukunftsgerichteten Perspektive auf *Community*, deren kollektive Identität durch gemeinsame gesellschaftliche Ziele, Forderungen, Wünsche und Visionen entsteht, wurde in den Gruppendiskussionen auch die Zusammengehörigkeit *aller* Menschen, die nicht in die zweigeschlechtliche heterosexuelle Norm passen, postuliert und in entsprechender Wortwahl repräsentiert. Das wichtigste Argument ist hierbei, dass der Ursprung jeglicher, noch so unterschiedlicher Form von Diskriminierung aufgrund von Geschlecht oder Sexualität – und so auch die Geschlechtszuordnenden Operationen an Inter*Menschen – auf die zweigeschlechtliche heteronormative Machtstruktur zurückzuführen ist. In dieser Argumentation ist deutlich der Einfluss der *Queer Theory* spürbar. Judith Butlers Konzept der heteronormativen Matrix beschreibt neben der Macht der heterosexuellen Normen – die insbesondere auch unsere Grammatik, nämlich die zwei zur Diskussion stehenden grammatischen Geschlechter weiblich oder männlich, ausmacht – die zwangsweise Entstehung des Bereiches der «verworfenen Wesen». Das sind gemäss Butler (2001) «jene 'nicht-lebbaren' und 'unbewohnbaren' Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts geniessen» (S. 23). Diese abstrakte philosophische Überlegung geht mit den Argumenten aus der Gruppendiskussionen einher, dass die *Community* gar nicht von sich aus besteht, sondern von aussen konstruiert werde. Indem all jene, die nicht dem 'Normalen' entsprechen, ohne Würdigung ihrer Unterschiede in denselben Topf geworfen werden, entsteht die *Community* aus denen, die 'anders' sind. Dass aber in den öffentlichen Auseinandersetzungen unter dem Namen *LGBTIQ*-Community*, wie diskutiert wurde, in Wahrheit oft nur die Homosexuellen gemeint seien, zeigt die Notwendigkeit zur Auseinandersetzung mit Intersektionalitätstheorien und deren Betrachtung von Privilegien und Mehrfachdiskriminierung.

Das Konzept von einer grossen *LGBTIQ*-Community*, das sich an der *Queer Theory* orientiert, ist aber, wie in den Gruppendiskussionen deutlich wurde, nicht das Einzige und auch nicht das einzig Wahre. Der von Haunss (2011a) beschriebene Aushandlungsprozess von inhaltlicher Positionierung, Zugehörigkeitskriterien und dem eigenen Selbstverständnis, wie er in sozialen Bewegungen notwendig ist (S.37), kam in den Gruppendiskussionen gut zur Geltung. Nicht nur die bereits oben erwähnte Spannung zwischen identitätspolitischen Sichtbarkeitsstrategien und dem *queer*-theoretischen Wunsch nach Auflösung der essentialistischen Identitätskategorien

wurde sichtbar. Daneben zeigten sich auch die Vielfalt von unterschiedlichen politischen Forderungen, Differenzen zwischen Generationen, unterschiedliche Vorstellungen von Solidarität und Gemeinsamkeit, die zum Teil starke exkludierende und gar diskriminierende Abgrenzung von Gruppierungen untereinander, die unterschiedlichen Bedürfnisse nach Zusammengehörigkeit oder die Uneinigkeit über den Ein- oder Ausschluss von cis-heterosexuellen Menschen. Die umstrittene (nicht-)Zugehörigkeit von Inter*-Personen ist hier wichtig zu bedenken. In Anbetracht dieser vielen Diskussionspunkte wird von einigen Teilnehmer_innen die kollektive Identität der *LGBTIQ*-Communities* verständlicherweise in Frage gestellt. Im Kontext heftiger Kritik am aktuellen *queer*-Aktivismus findet aber auch Koschka Linkerhand (2017) den Weg zum allesamt vereinenden Wunsch, «dass Geschlecht und Sexualität einmal keine gesellschaftlich überdeterminierten, hierarchisierenden Kategorien mehr wären und stattdessen mit unendlichen Möglichkeiten von Lust und Freiheit verbunden sein könnten – dass tatsächlich einmal das Menschsein als allen gemeinsame Identität genügen würde» (S. 60).

Gesellschaftlicher Rahmen

Ein Bewusstsein der Teilnehmer_innen für die Verbindung und Abhängigkeit von Sexualität, Geschlecht und gesellschaftlichen Normen wurde in den Gruppendiskussionen deutlich. Dass die Situation, in der sich die *Communities* heute befinden, kulturell und historisch gewachsen ist, wurde in den Gesprächen nicht angezweifelt. Der genealogische Einfluss der *Queer Theory* und Butlers Konzept der Heteronormativität scheint als Grundlage für die Diskussionen allgemein akzeptiert worden zu sein. Dass viele Errungenschaften bereits erreicht wurden und dass einzelne Gruppen der *LGBTIQ*-Communities* dabei mehr und andere deutlich weniger politische Anerkennung erhielten, machte die unterschiedlich ausgeprägten Notlagen deutlich. Die Gesellschaft stellt für die Anliegen der *Communities* insbesondere durch das Beharren auf Kategoriensystemen ein Hindernis dar. Sowohl die binären Kategorien von Cis-Frau und Cis-Mann, sind fest in unserer Gesellschaft verankert, als auch die cis-heterosexuelle Norm von Sexualität. Eine Zweiteilung von Homosexualität als Alternative zu Heterosexualität, wodurch Liebe zwischen Cis-Frau und Cis-Frau oder Cis-Mann und Cis-Mann denkbar wird, greift jedoch zu kurz. Daran orientiert sich wiederum das in der *Queer Theory* thematisierte Problem, dass in der Gesellschaft Geschlecht und Sexualität eng miteinander verwoben sind. Dies wird in den in den Gruppendiskussionen geteilten Erfahrungen widerspiegelt, dass viele Menschen Sexualität und Geschlecht immer zusammen und als voneinander abhängig denken. Die gesellschaftlich implizierte Verbindung von Sexualität und Geschlecht zeigt sich durch die intersektionale Diskriminierung von Trans*, non-binären und Inter*Menschen. Erstens erleben sie Diskriminierung aufgrund ihres

Geschlechts und zweitens aufgrund ihrer Sexualität, welche die Gesellschaft nicht unabhängig von ihrem Geschlecht einordnen kann.

Professionelle Arbeit

Aus den Gruppendiskussionen wurde ebenfalls deutlich, dass eine Verbindung von Sozialer Arbeit und den *LGBTIQ*-Communities* nicht auf der Hand liegt. Der professionellen Tätigkeit innerhalb der *Community* kommt vor allem im Rahmen von Peer-Beratung eine grosse Bedeutung zu, weil da die eigene Erfahrung den Expert_innenstatus ausmacht. Als Erklärung dafür besteht die in Kapitel 3 beschriebene Verstrickung der Sozialen Arbeit in Normalisierungs- und dementsprechend auch Problematisierungsprozesse. Es besteht die Gefahr, dass in der Sozialen Arbeit, ohne gross über die Menschen der *Community* Bescheid zu wissen, die Abweichung von der cis-heterosexuellen Liebes- und Lebensweise als soziales Problem reproduziert wird, wodurch eine Hierarchisierung zwischen den Professionellen und den Unterstützungsbedürftigen entsteht, was bei Peer-Beratung verhindert werden soll. Staub-Bernasconis (2017) Überlegungen zu einer kritischen Sozialen Arbeit (S. 267 und S. 428ff) und insbesondere ihr Verständnis vom sich der Machtstrukturen widersetzen «emPOWERment» (ebd.), stellt eine wichtige Grundlage für ein mögliches Engagement der Sozialen Arbeit in Zusammenarbeit mit der *LGBTIQ*-Community* dar. In den Gruppendiskussionen zeigte sich nur aus halber Überzeugung ein Potenzial in Bezug auf interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Sozialarbeit, Medizin, Psychologie und Bildung oder auch in der sozialräumlichen Entwicklung von Safe-Spaces, die im wörtlichen Sinne für *alle* offen und sicher sein können. Das Gleiche gilt für die Bereitstellung von Informationen für Menschen, die den Zugang zu einer *Community* (noch) nicht gefunden haben.

Fazit aus den Forschungsfragen

Als Fazit für die Beantwortung der ersten beiden Forschungsfragen kann festgehalten werden, dass lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter* und *queere* Menschen untereinander und auch gegenüber der *Community* und der Schirmbegriffe individuelle Meinungen und Gefühle haben. Die *LGBTIQ*-Community* bleibt also weiterhin etwas sehr Dynamisches, das für jede Person etwas Unterschiedliches sein kann. Es gilt hier aber festzuhalten, dass einige Personen durchaus ein klares Verständnis einer kollektiven *LGBTIQ*-Identität* haben, nämlich als *eine grosse* äusserst diverse und heterogene *Community*, der alle Menschen angehören, die den Wunsch hegen, gegen die heteronormative Zwangsstruktur in der Gesellschaft anzukämpfen. Nach Formby (2017, S.6) entspricht dies dem, was als imaginäre Community verstanden werden kann. Aus dieser Perspektive wird der Wunsch deutlich, auch Inter* im Akronym zu integrieren

und in Zukunft mehr auf ihre Anliegen einzugehen. Dass dabei Uneinigkeiten entstehen und gegenseitig Kritik aneinander geübt wird, soll Platz haben, denn Aushandlungsprozesse zu inhaltlichen und selbstdefinierenden Aspekten sind sowohl aus bewegungstheoretischen als auch aus *queer*-theoretischen Überlegungen wünschenswert. Dabei darf nicht vergessen werden, dass sich überhaupt nicht alle *LGBTIQ**-Personen aufgrund ihrer Sexualität oder ihres Geschlechts zugehörig fühlen, denn jede Person hat noch viel anderes an sich, was ihre Person (mit)ausmacht. Insbesondere gibt es auch Inter*-Organisationen, die eine Zusammengehörigkeit vehement ablehnen. Andere Personen fühlen sich zwar mit denjenigen, die ähnliche Lebenserfahrungen teilen und den gleichen Buchstaben im Akronym repräsentieren, im Sinne einer Gruppenidentität verbunden. Eine Zugehörigkeit zu den von anderen Buchstaben repräsentierten Gruppen entsteht jedoch nicht automatisch.

Die Identifikation und die Verwendung der Begriffe *LGBTIQ** und *Community* geschieht entsprechend sehr individuell und unterschiedlich. Die Meinungen sind breit verteilt zwischen denjenigen, die solche Begriffe gänzlich vermeiden und denen, die sie für sich selbst und für den gesellschaftlichen Fortschritt als notwendig erachten. *LGBTIQ*-Community* als Gefäss kollektiver Identität, das aber keinen definierten Namen trägt, bezieht sich also auf eine Bewegungsidentität, die durch das Streben nach Veränderungen in der Gesellschaft entsteht. Obwohl diese repräsentativ für *alle* Menschen, die nicht der cis-heterosexuellen Norm entsprechen, stehen will, identifizieren sich nicht alle Personen damit. Komplexe Konflikte zu Fragen nach Identität, Selbstdefinition, gesellschaftlicher Sozialisation und Ein- und Ausschlusskriterien in *Communities*, über die sich die verschiedenen Theorieströmungen streiten, widerspiegeln sich zum Teil stark im Alltag der Individuen. Für die Schlussfolgerungen im nächsten Kapitel ist wichtig festzuhalten, dass *LGBTIQ*-Community* als Ganzes, im Sinne einer Bewegungsidentität verstanden wird, die zwar mit den jeweiligen kleineren *Communities* und Szenen interagiert, aber sich durch die gemeinschaftliche cis-heteronormativkritische politische Aktivität davon unterscheidet.

Ein Zusammenhang zu Sozialer Arbeit, als Beantwortung der dritten Forschungsfrage, war in den Ergebnissen der Gruppendiskussionen nicht evident, da innerhalb der *Community* mehr auf Peer-Beratung gesetzt wird. Chancen und Potenziale, die entdeckt wurden, werden im nächsten Kapitel aufgegriffen und weitergedacht.

7. SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR DIE SOZIALE ARBEIT

Dank dem Einblick in die Wahrnehmung der Teilnehmer_innen, der durch die Beantwortung der Forschungsfragen gewonnen werden konnte, wurde der zu Beginn diffuse Begriff *LGBTIQ*-Community* viel klarer. Obwohl weiterhin keine konkrete Definition davon gemacht werden kann, konnte aufgeklärt werden, wie und warum die *LGBTIQ*-Communities* zustande kommen und welche zwar unterschiedlichen, aber klar benennbaren Bedürfnisse und Anliegen vorhanden sind. Wie sich gezeigt hat, ist für das Verständnis der kollektiven Bewegungsidentität der *LGBTIQ*-Community* die Auseinandersetzung mit *queer*-theoretischen Überlegungen, aber auch mit der ihr entgegengebrachten Kritik von Bedeutung. Im täglichen Leben stehen die Individuen je nach Situation und Engagement vor eben genau diesen Herausforderungen, die in der Theorie abgehoben und unverständlich erschienen. Denn neben Sexualität, Geschlecht und Diskriminierung stehen multidimensionale Machtverhältnisse, Kategoriensysteme und die Konstruktion von Norm und Abweichung im Zentrum der Diskussion rund um die *LGBTIQ*-Community*. Die Gründe, wieso sich *LGBTIQ*-Kollektividentitäten* bilden, liegen in den unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen, wodurch Solidarität nicht *für* sich als Gruppe entsteht, sondern durch den gemeinsamen Kampf *gegen* heteronormative Machtstrukturen.

Die Beantwortung der dritten Forschungsfrage, inwiefern die Teilnehmer_innen einen Zusammenhang zwischen der *LGBTIQ*-Community* und Sozialer Arbeit sehen, zeigt aber, dass ein Bedürfnis nach Sozialer Arbeit nicht evident ist, sondern höchstens in knappen Ideen formuliert werden kann. Die *LGBTIQ*-Communities* bieten mit ihren internen, zum Teil klar abgegrenzten, Institutionen und Safe-Spaces Schutz und Unterstützung für diejenigen, die diese benötigen. Schlussfolgerungen aus der Kombination von Empirie und Theorie gilt es nun also so zu formulieren, dass sie nicht, wie an der früheren kritischen Sozialen Arbeit kritisiert wurde, über die Köpfe der *LGBTIQ*-Personen* hinweg zielen. Keinesfalls soll den *LGBTIQ*-Communities* Soziale Arbeit aufgezwängt werden. Vielmehr sollen die Schlussfolgerungen darauf abzielen, die gesellschaftlichen Machtstrukturen zu hinterfragen, welche die kollektiven Identitäten von *LGBTIQ** hervorbringen und dadurch die unveränderbar erscheinende Normalität, welche die *LGBTIQ*-Community* ausgrenzt, aufzubrechen. Wie in Kapitel 3 aufgezeigt wurde, ist es zwar kein leichtes Unterfangen, aber dennoch eines, das Professionelle in Bezug auf die Ziele der Sozialen Arbeit erst nehmen sollten.

Soziale Arbeit hat – in Anlehnung an Staub-Bernasconis kritischer Handlungswissenschaft und den Berufskodex von AvenirSocial – ein Interesse daran, Veränderungen von diskriminierenden

Strukturen in der Gesellschaft zu unterstützen. Die von Staub-Bernasconi postulierte kritische Soziale Arbeit bildet die Ausgangslage für die hier ausgearbeiteten Schlussfolgerungen. An allererster Stelle steht somit die Reflexion der eigenen Normativität der Sozialen Arbeit und ihrer Funktion als Normalisierungsinstanz. In Anbetracht der historischen Parallelen zwischen *Queer Theory* und Intersektionalitätstheorien müssen diese Überlegungen nicht nur in Bezug auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, sondern auch auf Ungleichheit und Differenz hinsichtlich aller hegemonialen Kategorien, die von einer transformativen Intersektionalitätstheorie und von der *Queer Theory* gleichzeitig anerkannt und in Frage gestellt werden sollen, gemacht werden (Meyer, 2010, S 13). Die hier aufgeführten Überlegungen beziehen sich demnach auf alle Berufsfelder der Sozialen Arbeit und nicht nur explizit auf solche, die einen direkten Bezug zu Sexualität und Geschlecht haben. Die Frage, die generell gestellt werden muss, ist, welchen Machtstrukturen Soziale Arbeit unterliegt und welche normativen Zuschreibungen wie 'normal/anders' dadurch gefestigt werden.

Nimmt die Soziale Arbeit ihr politisches Mandat ernst, welches sie sich, mit Staub-Bernasconi gesprochen, selber erteilen muss, macht sie es sich selbst zur Aufgabe, ihre Normalisierungsmacht so auszuüben, dass Normalität in der Gesellschaft als etwas Hinterfragbares verstanden werden kann. Somit kann sie einen Beitrag zu einer Veränderung in der Gesellschaft leisten, der unabhängig von identitätspolitischen Gleichstellungsstrategien oder *queerer* Heteronormativitätskritik wertvoll ist. Soziale Arbeit kann Fürsprecherin derer sein, die aus der Normalität ausgeschlossen werden.

Mithilfe von Butlers (2001) Konzept der Heteronormativität, wonach Geschlecht immer schon sexualisiert ist, kann «die Bedeutung dessen, was in der Welt als ein geschätzter und wertvoller Körper gilt» verändert und die Grenze der Normalität beweglich werden (S. 48). Dabei darf, auch wenn dieser Ausschluss aus der Normalität eine kollektive Identität schafft, die Individualität der Personen und die Unterschiedlichkeit der persönlichen Bedürfnisse nicht vergessen werden. Schwerpunkte der professionellen Arbeit können oder müssen vielleicht sogar auch weg von *LGBTIQ** als Ganzes, hin zu den differenzierten Anliegen der einzelnen *Communities* gesetzt werden. Die spezifischen Anliegen der *Inter*-Community*, die scheinbar umstrittene Beziehung zur *LGBTIQ*-Community* und die Forderungen nach einem Verbot von geschlechtszuweisenden Operationen bei Neugeborenen soll hier nochmals explizit hervorgehoben werden.

Was Heteronormativitätskritik für die Praxis der Sozialarbeitenden bedeuten könnte, zeigt sich in den folgenden Überlegungen.

7.1 ANERKENNUNG VON DIFFERENZ ALS GRUNDHALTUNG

Im Berufskodex von AvenirSocial (2010) im Kontext der Anerkennung von Verschiedenheiten ist angemerkt, dass die «Einforderung unbedingter Akzeptanz allgemein gültiger Normen und Werte» vordringlich sei (S.9). Aus der in dieser Arbeit erarbeiteten *queeren* Perspektive auf cis-heteronormative Strukturen müssen mit der Anerkennung von Differenz die allgemein gültigen Normen von Geschlecht und Sexualität jedoch *aufgebrochen* werden.

Obwohl Anerkennung von Differenz im eben erklärten Sinne aus *queer*-theoretischen, aber auch aus anderen theoretischen Perspektiven⁷ auf komplizierte Weise diskutiert wird (was eine nützliche theoretische Grundlage bietet), kann sich dies mit einer nicht allzu komplizierten gedanklichen Umdeutung als professionelle Grundhaltung angeeignet werden. Thomas Eppenstein und Doron Kiesel (2012) formulieren es so, dass der Gedanke, dass Sozialarbeit denen *hilft*, die anders sind, zu «Andere in ihrem *Anderssein* zu unterstützen und nicht länger einem Normalisierungs- und Homogenisierungsdruck zu unterwerfen» (S. 98) umgedeutet werden kann. Die dabei relevante Bedeutung der *queer*-theoretischen Dekonstruktion von Kategorien zeigt Catrin Heite (2010) auf, wenn sie Differenz als Option beschreibt, «sich für oder gegen diese zu entscheiden, sie zu kombinieren, aus ihnen auszuschneiden oder neue Zugehörigkeiten zu entwickeln» (S. 198). Das Denken von 'entweder/oder' und die Gegenüberstellung und Abgrenzung binärer Strukturen wird dadurch zu etwas Veränderbarem und Wählbarem. Damit die Soziale Arbeit die unter dem gleichzeitigen Anspruch von Anerkennung und Kritik von Differenz erhaltene Aufgabe, «die Anzahl der Alternativen zu vergrössern und gleichzeitig dafür einzutreten, dass keinerlei Verpflichtung besteht, diese auch wahrnehmen zu müssen» (ebd.) nachgehen kann, muss entsprechend das Verständnis der Gruppe der Nutzenden des bestimmten Handlungsfeldes ständig revidiert werden.

So kann sich zum Beispiel eine Beratungsstelle für Jugendliche überlegen, ob ein Angebot zu sexueller Gesundheit auf Mädchen und Jungen, die sich *entweder* zu Mädchen *oder* zu Jungen hingezogen fühlen, ausgerichtet wird, oder ob vielmehr *alle* Jugendlichen, die Erfahrungen mit

⁷ Vgl. Honneth, Axel (2008). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Oder Meyer, Katrin (2001). Was bedeutet Anerkennung der Differenz? Untersuchungen und weiterführende Bemerkungen im Anschluss an Judith Butler. In Monika Hofmann-Riedinger & Urs Thurnherr (Hrsg.) *Anerkennung. Eine philosophische Propädeutik* (S. 122 – 134). Freiburg und München: Verlag Karl Alber.

oder Fragen zu Liebe und Sexualität haben, das Angebot nutzen sollen. Durch die kleine Umdeutung im eigenen Verständnis der Nutzenden (und als Folge davon in der Ausschreibung des Angebots) kann Diversität willkommen geheissen werden, ohne die Identität der Nutzenden zu definieren. Die Soziale Arbeit kann damit zudem ihr aus den Gruppendiskussionen hervorgegangenes Potenzial ausschöpfen und Personen, die (noch) nicht die unterstützende Zugehörigkeit in der *LGBTIQ*-Community* gefunden haben, in ihrem Anderssein stärken, ohne dabei normalisierend zu bewerten. Da Heite (2010) zufolge eine solche Grundhaltung zu Sozialer Arbeit «als Verfechterin der Option zur Differenz (. . .) zugleich die spezifische Ethik einer advokatorischen Professionalität [bedingt]» (S.198), ist dies eine Chance, ihr Potenzial in Bezug auf interdisziplinäre Zusammenarbeit zu nutzen. Insbesondere in Handlungsfeldern, in der Professionelle der Sozialarbeit fallführend sind, ist die Grundhaltung zur Anerkennung von Differenz wertvoll.

7.2 PEER-ANSATZ, EMPOWERMENT UND PARTIZIPATION

Obwohl der Peer-Ansatz, Empowerment und Partizipation unterschiedliche Konzepte sind, deren differenzierte Ausführung den hier gegebenen Rahmen sprengen würde, haben sie eines gemeinsam: Sie dienen alle als Instrument gegen die Gefahren der – der Sozialarbeit inhärenten – Macht zur Normalisierung. Neben den für die Soziale Arbeit bedeutungsvollen Konzepten von Empowerment und Partizipation soll hier das Anliegen aus der Gruppendiskussion aufgegriffen werden, dass der Wert des Peer-Ansatzes, wobei Expert_innenwissen durch eigene Erfahrung entsteht, erkannt werden soll. Empowerment soll bedeuten, dass sowohl die fachlichen, methodischen, als auch materiellen und finanziellen Ressourcen von sozialarbeiterischen Institutionen für Anliegen der *LGBTIQ*-Community* bereitgestellt werden. Dass die Grenzen der als ‘normal’ gedeuteten heteronormativen Strukturen dabei aufgebrochen werden können, ist Ziel dieser Ermächtigung. Der Peer-Ansatz kann in so einem Konzept eine wertvolle Ressource sein. Für die Überarbeitung von bestehenden Angeboten oder für die Entwicklung von neuen Konzepten wäre also sinnvoll, dass die Professionellen einen Schritt auf die Organisationen der *LGBTIQ*-Community* zugehen und eine Zusammenarbeit anbieten.

Insbesondere für Handlungsfelder der Sozialen Arbeit, die selbständig Projekte lancieren, können solche Überlegungen wertvoll sein. In diesem Rahmen können beispielsweise Räume der soziokulturellen Animation zu offenen Safe-Spaces werden, indem Projekte zu *LGBTIQ*-Themen* unter Berücksichtigung klarer Verhaltensregeln für alle Personen (also *LGBTIQ** und Cis-Heterosexuelle) zugänglich gemacht werden. Die Zusammenarbeit mit einer Organisation aus der *LGB-*

TIQ-Community* könnte ein Türöffner sein, um *LGBTIQ*-Personen* auf das entstehende Angebot aufmerksam zu machen. Partizipation verhindert dabei, dass das Angebot an den Bedürfnissen derer, die den eröffneten Raum nutzen können, vorbei zieht.

7.3 SPRACHE UND PLURALITÄT

Die Schlussfolgerung bezüglich Sprache und Pluralität ist eine Ergänzung zu den beiden zuvor gezogenen Schlussfolgerungen. Die aus den Forschungsergebnissen gewonnene Erkenntnis, dass in den *LGBTIQ*-Communities* keine einheitliche Sprache oder Begriffsdefinition existiert, darf nicht so verstanden werden, als dass Sprache unwichtig oder nebensächlich sei. Obwohl diese Arbeit keine abschliessende Antwort auf den bestehenden Konflikt von Sichtbarmachen durch Benennen und der Dekonstruktion von Kategorien sowie deren Bezeichnungen liefern kann, möchte die Arbeit die Professionellen der Sozialen Arbeit dazu ermutigen, ihre Sprache fortlaufend zu reflektieren. In Bezug auf die Verwendung von Schirmbegriffen wie Akronymen oder dem Begriff *queer*, heisst dies, dass es kein Richtig oder Falsch gibt, sondern dass sich jede Person selber überlegen muss, was genau ausgesagt werden will und welche Rolle dabei in der Erschaffung von Einschluss und Ausschluss eingenommen werden will. Wie sich in den Gruppendiskussionen gezeigt hat, ist es kaum möglich, so zu sprechen oder zu schreiben, dass alle sich repräsentiert fühlen. Ausschluss ist bei sprachlicher Differenzierung – wie auch Butlers Theorie zur Heteronormativität eindrücklich beschreibt – unumgänglich.

Was eigentlich erreicht werden will, ist, dass das allgemeine Verständnis für Kategorien- und Ausschlusssysteme nicht als abgeschlossene Norm in Stein gemeisselt wird, sondern dass es immer auch als ungerechtes, hegemonial hergestelltes, strukturierendes Hilfsmittel und als Deutung und Interpretation erkannt wird. Die Sprache stellt ein Instrument dar, mit dem auf unkomplizierte Weise ausgedrückt werden kann, dass das eigene Bewusstsein über die cis-heteronormativen und grammatikalischen Grenzen hinausgeht. Ob auf eine möglichst geschlechterneutrale Sprache, auf eine inhaltliche Repräsentation von Vielfalt, auf diversitätsbewusste Beispiele in einem Text oder auf Gender_Gap oder Gender*Sternchen geachtet wird, spielt eine untergeordnete Rolle. Pluralität meint in diesem Sinne, über die gewohnte Normalität hinaus zu denken, sich nicht auf eine einzige Richtigkeit zu beschränken, sondern die (sprachlichen) Normen neu zu deuten und die Vielfältigkeit der mehreren Möglichkeiten aufrecht zu erhalten. Indem die Soziale Arbeit die Sprache verändert, mit der die Gesellschaft und die darin lebenden Menschen erklärt, interpretiert und bewertet werden, kann sie sich als Akteurin in der Wissenschaft, in der Politik und in der Praxis dem präfigurativen Anspruch der *LGBTIQ*-Community* anschliessen und als Beispiel in der Gesellschaft voran gehen.

7.4 POSITION ERGREIFEN

Zum Schluss soll, obwohl das Potenzial einer möglichen Zusammenarbeit von *LGBTIQ*-Community* und Sozialer Arbeit in dieser Arbeit nicht abschliessend erfasst werden kann, betont werden, dass für eine Veränderung der starren cis-heteronormativen Strukturen der Gesellschaft eine politische selbst- und machtkritische Soziale Arbeit als Ally für die *queeren* Anliegen der *LGBTIQ*-Community* Position ergreifen kann. Nach dem Studium an der Hochschule Luzern, den ersten gesammelten Berufserfahrungen im Rahmen eines städtischen Gleichstellungsauftrages, der sich bisher nur um die Gleichstellung von Mann und Frau kümmert und den ausführlichen Auseinandersetzungen im Zuge dieser Bachelorarbeit zeichnet sich für mich als Autorin nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die *Notwendigkeit* ab, dass Professionelle der Sozialen Arbeit den Mut, die Fähigkeit zur Selbstkritik wie auch Selbstrevidierung haben, um sich zu politischen Themen zu positionieren und diese öffentlich zu vertreten. Das Initiieren und Unterstützen von sozialpolitischen Interventionen gehört, wie mit dem Berufskodex von AvenirSocial argumentiert werden kann, zu den Aufgaben der Sozialen Arbeit. Die Erweiterung von städtischen Gleichstellungsaufträgen auf *LGBTIQ** oder die Organisation von Weiterbildungen zu Heteronormativitätskritik in der Sozialen Arbeit, wie im dritten Kapitel beispielhaft aufgeführt wurde, bieten dafür eine gute Ausgangslage. Mit Staub-Bernasconi gesprochen, soll unter der Prämisse von Kritik (als Realitäts-, Selbst- und Fremdkritik) die *LGBTIQ*-Community* in der Sozialen Arbeit eine politische Verbündete finden können.

7.5 AUSBLICK

In der vorliegenden Arbeit wurde aufgezeigt, dass die *LGBTIQ*-Community* durch einen geteilten Wunsch nach Veränderung weg vom heteronormativen Zwang gebildet wird und dass deren Anliegen Berührungspunkte mit dem Auftrag einer kritischen, selbstreflektierten Sozialen Arbeit aufweist. Daraus wird ersichtlich, dass Sozialarbeit und *LGBTIQ*-Community* unter Umständen am selben Strang ziehen können. Da in den Schlussfolgerungen diesbezüglich lediglich Hypothesen formuliert werden, stellt sich eine Reihe weiterer interessanter Fragen, von denen hier einige aufgeführt werden.

Da das entsprechende Engagement der Professionellen der Sozialen Arbeit eine gezielte heteronormativitätskritische Auseinandersetzung mit den Themen Sexualität und Geschlecht bedingt, stellt sich die Frage, inwiefern entsprechendes Wissen zu Ansätzen wie der *Queer Theory* oder auch Intersektionalitätstheorien bei den Professionellen der Sozialen Arbeit vorhanden ist und in welchen Handlungsfeldern solches Wissen explizit notwendig ist. Erforscht werden

könnte in einem nächsten Schritt auch, wo und wie eine Zusammenarbeit zwischen *LGBTIQ**-Organisationen bereits besteht und inwiefern verschiedene Organisationen an vermehrter Zusammenarbeit mit Professionellen der Sozialen Arbeit interessiert sind. Da zahlreiche Organisationen ehrenamtlich und nach dem Prinzip von Peer-Arbeit Beratungen anbieten, wäre es auch spannend herauszufinden, ob in diesem Kontext Sozialarbeitende, die selber einen Bezug zu *LGBTIQ*-Communities* haben, dort auf der Basis von Freiwilligkeit tätig sind. Anschliessend daran stellt sich die Frage nach dem Verhältnis zwischen ehrenamtlicher Tätigkeit und entlohnter professioneller Sozialer Arbeit und die jeweiligen Funktionen und Anerkennung in der Gesellschaft. Wenn in dieser Arbeit das kritische politische Potenzial betont wird, wäre, um zu einem Abschluss zu kommen, interessant zu forschen, inwiefern sich die Soziale Arbeit bisher kritisch politisch engagiert hat und welche Strategien dabei angewendet wurden. Die Auflistung interessanter weiterführenden Fragen ist hiermit noch lange nicht abgeschlossen. Hoffentlich geht es auch den Lesenden so wie mir, dass das Interesse an einer heteronormativitätskritischen Sozialen Arbeit, die sowohl in der Praxis, als auch in der Bildung, Forschung und Politik einen Beitrag zu einer Veränderung in der Gesellschaft leisten kann, geweckt wurde.

LITERATURVERZEICHNIS

- AvenirSocial (2016). Queere Diversitäten. Natürlich gibt es kein Geschlecht! *SozialAktuell. Die Fachzeitschrift für Soziale Arbeit*, 2016 (3).
- AvenirSocial (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*. Bern: Autor.
- Barker, Meg-John & Schelle, Julia (2018). *Queer: eine illustrierte Geschichte* (1. Auflage). Münster: Unrast.
- Bitzan, Maria (2018). An die Adressat_innen denken! *Sozial Extra*, 2018 (4), 30 – 33.
- Bohnsack, Ralf & Przyborski, Aglaja (2009). *Gruppendiskussionsverfahren und Focus Groups*. In Renate Buber & Hartmut H. Holzmüller (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung*. Wiesbaden: Gabler.
- Butler, Judith (2001). *Körper von Gewicht: die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (3. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dachverband offene Kinder- und Jugendarbeit (ohne Datum). *Genderbazaar – Weiterbildung zu Gender in der offenen Kinder- und Jugendarbeit*. Gefunden unter: <https://doj.ch/veranstaltungen/genderbazaar/>
- Dieckmann, Janine & Litwinschuh, Jörg (2014). Die interdisziplinäre Zusammenführung der LSBTI*-Forschung als Experiment – eine Einführung in dieses Buch. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung* (S. 9 – 16). Bielefeld: transcript.
- Eppenstein, Thomas & Kiesel, Doron (2012). Intersektionalität, Inklusion und Soziale Arbeit – ein kongeniales Dreieck. In Hans-Jürgen Balz, Benjamin Benz & Carola Kuhlmann (Hrsg.), *Soziale Inklusion. Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit* (S. 95 – 111). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Formby, Eleanor (2017). *Exploring LGBT Spaces and Communities: Contrasting Identities, Belongings and Wellbeing*. London: Routledge.
- Fritzsche, Bettina (2007). Das Begehren, das nicht eins ist. Fallstricke beim Reden über Bisexualität. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (S. 115 – 131). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gregor, Anja (2016). „There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“. *Inter*1 als kritischer Spiegel für queer theory*. In *Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 8(2), 15 – 3.
- Hark, Sabine (2017). *Koalitionen des Überlebens. Queere Bündnispolitiken im 21. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein.
- Haunss, Sebastian (2011a). Was ist der beste methodische Zugang? Bewegungsdiskurse und Prozesse kollektiver Identität. *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 2011 (04), 36 – 38.

-
- Haunss, Sebastian (2011b). Kollektive Identität, soziale Bewegungen und Szenen. *Forschungs-journal Soziale Bewegungen*, 2011 (04), 41 – 52.
- Heite, Catrin (2010). Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In Fabian Kessl, Melanie Plösser (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Lehrbuch* (S. 187 – 200). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hochschule Luzern (2018). *Sprache & Bild. Ein Leitfaden zur Gleichbehandlung aller Geschlechter*. Gefunden unter: <https://www.hslu.ch/de-ch/hochschule-luzern/ueber-uns/portraet/diversity/projekte/sprachleitfaden/>
- Kessl, Fabian & Plösser, Melanie (2010). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In Fabian Kessl, Melanie Plösser (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Lehrbuch* (S. 7 – 16). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klöppel, Ulrike (2014). Residuum der Queer History: Inter* als Restsymptom der Trennung von Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung* (S. 105 – 114). Bielefeld: transcript.
- Küppers, Carolin (2017). Einleitung. In Sabine Hark, *Koalitionen des Überlebens. Queere Bündnispolitiken im 21. Jahrhundert* (S. 7 – 12). Göttingen: Wallstein.
- Lamnek, Siegfried (2005). *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis* (2.Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Linkerhand, Koschka (2018). Treffpunkt im Unendlichen. Das Problem mit der Identität. In Patsy L'amour LaLove (Hrsg.), *Beissreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, Autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten* (S. 52 – 60). Berlin: Querverlag.
- Metzger, Marius (ohne Datum). *Sampling: Wie kommt man zur Stichprobe?* Unveröffentlichtes Unterrichtsskript. Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Meyer, Katrin (2017). *Theorien der Intersektionalität zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Mueller, Klaus (2014). Überlegungen zur LGBTI-Forschung und Menschenrechtspolitik im 21. Jahrhundert im Rekurs auf das 19. Und 20. Jahrhundert. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung* (S. 19 – 24). Bielefeld: transcript.
- Penke, Swantje (2009). Soziale Arbeit in Bewegung – Die «Arbeitskreise Kritische Sozialarbeit» gestern und heute. In Leonie Wagner (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Soziale Bewegungen* (S. 192 – 205). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Plösser, Melanie (2013). Die Macht der (Geschlechter-)Norm. Überlegungen zur Bedeutung von Judith Butlers dekonstruktiver Gendertheorie für die Soziale Arbeit. In Kim-Patrik Sabla & Melanie Plösser (Hrsg.), *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen* (S. 199 – 216). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

-
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2014). *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch* (4., erw. Aufl.). Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg.
- Purtschert, Patricia & Meyer, Katrin (2010). Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität. *Feministische Studien*, 2010 (01), 130 – 142.
- Queer Lexikon (ohne Datum) *Glossar*. Gefunden unter <https://queer-lexikon.net/wp/category/queer-lexikon/glossar/>
- Rauchut, Franziska (2008). *Wie queer ist Queer?: sprachphilosophische Reflexionen zur deutschsprachigen akademischen „Queer“-Debatte*. Überarbeitete Masterarbeit Universität Berlin.
- Sabla, Kim-Patrick & Melanie Plössner (Hrsg.). (2013). *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Stadt Bern (ohne Datum). *Gleichstellung von LGBTIQ-Menschen*. Gefunden unter <https://www.bern.ch/themen/gesundheit-alter-und-soziales/gleichstellung-von-frau-und-mann/gleichstellung-von-lgbtqi-menschen>
- Staub-Bernasconi, Silvia (2017). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Soziale Arbeit auf dem Weg zu kritischer Professionalität* (2. Aufl.). Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Vogl, Susanne (2014). Gruppendiskussion. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 581 – 586). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Wagner, Leonie (2009). Soziale Arbeit und Soziale Bewegungen – Einleitung. In Leonie Wagner (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Soziale Bewegungen* (S. 9 – 19). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wulf, Christoph, Göhlich, Michael & Zirfas, Jörg (Hrsg.). (2001). *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*. Weinheim und München: Juventa.

ANHANG

A Flyer

LGBTIQ* – Zusammengehörigkeitsgefühl?

Nein,
eher nicht...
Ja klar!
Warum?

Identifizieren Sie sich als

lesbisch, frauenliebend
schwul, männerliebend
bi
trans*
inter*
queer

?

Für meine Bachelorarbeit zum Thema «**LGBTIQ*-Identität?**»
suche ich Teilnehmende für eine Diskussionsrunde zur Frage:

«**Wie stark fühle ich mich zugehörig zur LGBTIQ* Community
und was bedeutet das für mich genau?**»

Diskussionsrunden von ca. 1½ h finden in **Bern** und **Zürich** statt
und werden mit einem **gemütlichen Apéro** abgerundet.
Der Termin wird gemeinsam in einem nächsten Schritt vereinbart.
Haben Sie Interesse mitzumachen?
Ich würde mich freuen, Ihre Mail an lgbtiq@mail.ch bis spätes-
tens **am 8. Juni 2018** zu erhalten.

Vielen Dank!
Kathrin

B Leitfaden Gruppendiskussion

Einführung:

- **Dank**
- **Zweck der Diskussionsrunde – und Infos zu meiner Person:**
 - BA HSLU Soziale Arbeit
 - Ausgangslage
 - Ziel der Bachelorarbeit
 - Erklärung zum verwendeten Begriff LGBTIQ*. Kritische Gedanken erwünscht!
- **Rahmenbedingungen:**
 - Namensschildli - Klebband
 - Dauer,
 - Art der Moderation und Ablauf der Diskussion
 - Aufnahme
 - Einverständniserklärung
- **Spielregeln:**
 - Respekt, geschützter Rahmen, keine Wertungen wie richtig/falsch, alle eigenen Meinungen (keine Einheitsmeinung) erwünscht, Keine Zuschreibungen.
 - Duzen, und wenn es jemand nicht möchte, jetzt sagen.
 - gibt es etwas, das jemandem von euch besonders wichtig ist?
 - Vertraulichkeit!
 - Diskussion – Aufeinander eingehen, ein Gespräch untereinander
 - Hat die Gruppe noch ein Anliegen oder Fragen?

1. Individuum

1.1. Wie würdet ihr euch beschreiben? Überlegt euch ein paar zentrale Merkmale, die eure Identität ausmachen:

- das bin ich!
- Warum bin ich hier?

1.2. Kann das bei euch auch Kontextabhängig sein? *wo zeige ich mich wie? Inwiefern hat das etwas mit den Menschen zu tun, mit denen ihr gerade zusammen seid?*

- Sexuelle Ausrichtung? Geschlechtsidentität? LGBTIQ* Gruppen?

2. Kollektiv

2.1. Was für eine Bedeutung hat ein WIR-Gefühl (auch Kollektividentität) für euch im Bezug auf eure sexuelle Ausrichtung oder Geschlechtsidentität?

- Was sagt euch der Begriff der Community? Gehört ihr dazu?
- ➔ Was denkt ihr zur Verwendung des Begriffes LGBTIQ* - welche Begriffe verwendet ihr?
- Was könnten andere sonst noch darüber denken – kennt ihr noch andere Meinungen?

3. Abgrenzung und Ausschluss

➔ Was sind eure Erfahrungen zu Abgrenzung und Ausschluss?

3.1. Intergeschlechtlichkeit – Absage per Mail - was denkt die Gruppe dazu?

4. Professionelle Arbeit

- Erfahrungen / Meinungen

4.1. Seid ihr, oder jemand die/der ihr kennt, schon mal in Berührung gekommen mit Sozialer Arbeit? (Beispiele machen)

4.2. Welche Rolle spielen Soziale Institutionen/Organisationen/Sozialarbeitende oder welche sollten sie spielen?

5. Zusammenfassung und Abschluss
